

KORRESPONDENZ

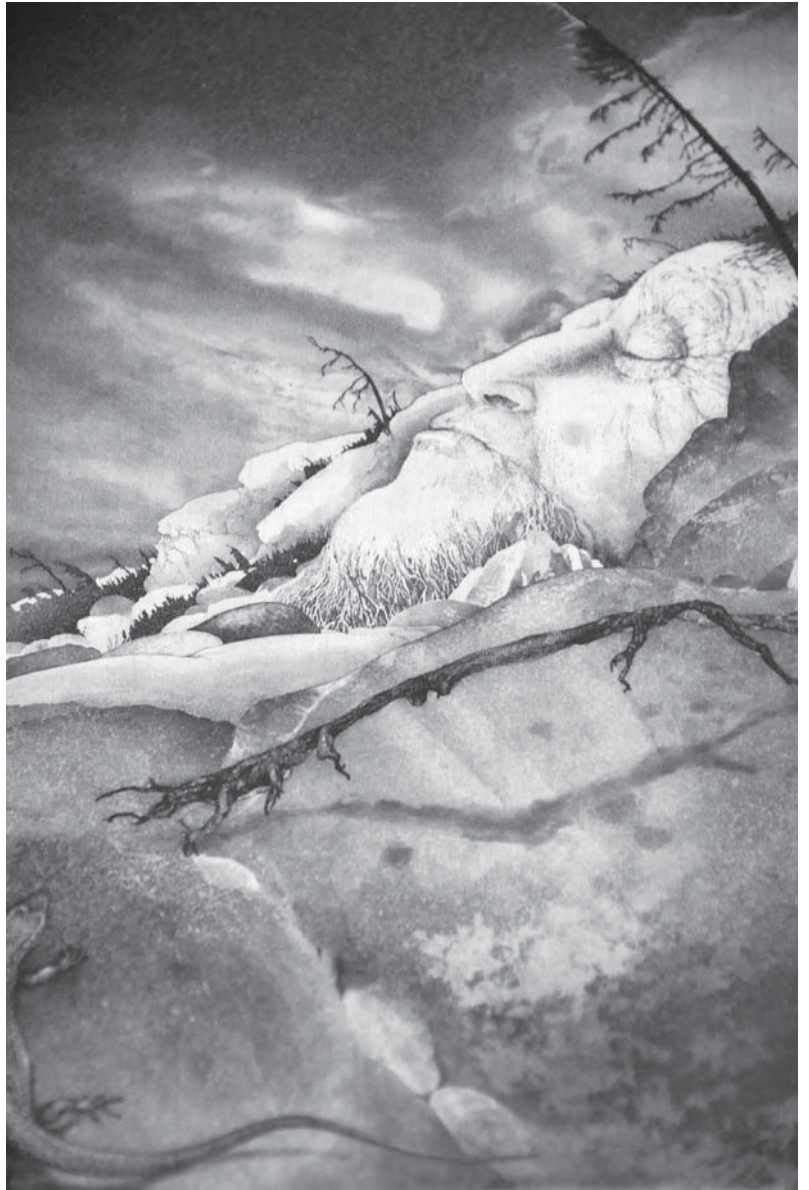
1320

BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE



25. Mai 2012

KULTURPOLITISCHE



Herausgeber: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon (02 28) 2 89 33 12,-3, Fax (02 28) 2 89 33 14, E-mail: georgaescht@arcor.de · Chefredakteur: Georg Aesch · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Belegexemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (030) 745 20 47, Fax (030) 745 30 66, Internet: www.westkreuz.de

INHALT

Klaus Weigelt

Würde kommt aus der Würdigung des andern

Im Königsberger Gebiet wird deutsches Kulturerbe gepflegt 3

Manfred E. Fritsche

Kultur darf sich nie selbst genügen

30 Jahre Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen 7

Marie-Luise Salden

Vom Doppelsinn des Schöpfens

Künstlerische Erfahrungen in Japan 9

Karl Georg Michel

Lasset die Autos zu euch kommen

60 Jahre Kapellenwagenmission 11

Heimgang

Gerhard Steffen in seiner ermländischen Heimatkirche beigesetzt 14

Facebook, analog und aristokratisch

Porträtfotos von und um Daisy von Pleß 15

Das sichtbare Fluchtgepäck

Die Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung auf der Berlin Biennale 16

Bücher, Medien, Veranstaltungen

Bömelburg: Friedrich II. zwischen Deutschland und Polen (*Karlheinz Lau*) 17

Dorn/Wagner: Die deutsche Seele (*Ingeborg Szöllösi*) 18

Hoprich: Bäuchlings legt sich der Himmel (*Ingmar Brantsch*) 19

Scholz: Tage am See (*Albert Gnädinger*) 20

Amos: Vertriebene und Stasi (*Stephan Kaiser*) 20

Leopoldina-Sonderpreis 21

Stiftung Verbundenheit mit den Deutschen im Ausland 22

Georg Dehio-Buchpreis Demetz, Denemarková, Profousová 22

Literatur und Kunst

Horst Milde

Wandern ist aufbrechen und wiederkehren

Breslau hat wieder ein Standbild Eichendorffs 24

Dieter Göllner

Er stiftet Romantik

Grafik von Christian Mischke 25

Hans Gärtner

Wenn Karl May gemalt hätte

Der böhmische Phantasiemaler Norbert Bittner 27

Dieter Grau

Welt, Wald, Wiechert

Der Dreiklang eines Lebenswerks 29

Lovis-Corinth-Preis an Jiri Georg Dokoupil 30

KK-Notizbuch

31

Eigentlich sollten alle Gebirge heißen wie dieses: Riesengebirge. Grafik von Christian Mischke

Bild siehe Seite 26

Würde kommt aus der Würdigung des andern

Im Königsberger Gebiet pflegen russische „Landsleute“
das deutsche Kulturerbe

Mehr als sechs Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg ist unter den noch lebenden Menschen aus den deutschen Ostgebieten oft die Meinung verbreitet, nun sei bald alles aus: die offizielle Politik interessiere sich ohnehin schon seit Jahrzehnten nicht mehr für die Belange der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, als Wählerschaft seien die noch verbliebenen Landsmannschaften irrelevant, die Förderung der ostdeutschen Kultur nach § 96 BVFG erreiche nur marginale Werte im Vergleich zur staatlichen Förderung sonstiger Kultur wie der Filmförderung, und in den mittelosteuropäischen Staaten werde die frühere deutsche Kultur, wo sie denn noch erkennbar sei, vereinnahmt und verfremdet. Wenn erst einmal die früheren Bewohner der deutschen Ostprovinzen gänzlich ausge-

storben seien, dann werde man auch ihre Kultur restlos verschwinden lassen. – Solche von Resignation und Trauer geprägten Töne kann man in Kreisen von Betroffenen immer wieder hören.

Trifft diese Sicht der Dinge zu? Steht in wenigen Jahren das Ende einer jahrhundertelangen kulturellen Entwicklung im östlichen Europa bevor? Am Beispiel von Reiseindrücken aus der Kaliningradsckaja Oblast, dem früheren Königsberger Gebiet, im April 2012 werden gegenläufige, durchaus mutmachende Erfahrungen berichtet.

Wer kennt in Deutschland noch den Bildhauer Hermann Brachert (1890–1972)? Der in Stuttgart geborene Künstler übernahm 1919 die Abteilung für Bildhauerei an der Kunst-

Kant liest seinen Namen nun auf kyrillisch an der Königsberger Universität

Bilder: der Autor



und Gewerbeschule Königsberg, wurde 1933 von den Nazis entlassen und übersiedelte mit seiner Familie nach Georgenswalde bei Rauschen, wo er seine plastischen Arbeiten vor allem der Frauenschönheit widmete. Nach über 25 Jahren in Ostpreußen verließ er mit vielen anderen 1945 seine Wahlheimat und kehrte nach Stuttgart zurück, wo er Rektor der Akademie der bildenden Künste wurde. 1972 ist er in Schlaifdorf bei Nürtingen gestorben.

Obwohl zahlreiche Werke Bracherts in Königsberg gegen Kriegsende zerstört wurden, blieben gerade in Georgenswalde und in Rauschen an der Samlandküste seine berühmte Nymphe, die Schwebende Nymphe, die Wasserträgerin und zahlreiche andere Werke erhalten. Anfang der 1990er Jahre wurde deswegen auf Anregung des Architekten und Brachert-Freundes Dietrich Zlomke ein kleines Museum in deutsch-russischer Zusammenarbeit errichtet, bis heute sorgsam geleitet von Ala Sarul, die in Georgenswalde ihr Leben ganz dem Andenken an Hermann Brachert gewidmet hat. Nach Plänen von Zlomke soll in naher Zukunft neben dem Museum eine Bildhauerschule begründet werden, um dem erbaulichen Rückblick auch eine Dimension der Zukunft zu verleihen.

Im Königsberger Deutsch-Russischen Haus finden sich an einem April-Abend mehr als fünfzig Russen zusammen, um einen Vortrag über Ernst Wiechert zu hören, der im Mai 2012 seinen 125. Geburtstag hat und der über 30 Jahre seines Lebens in Königsberg wirkte, davon zehn Jahre als Studienrat am Hufen-Gymnasium. Die meisten Zuhörer, nicht nur die der deutschen Sprache Mächtigen, kennen Wiechert dank der ersten Übersetzungen ins Russische, die von der Germanistin Lidia Natjagan besorgt und in Buchform herausgegeben wurden.

Das Deutsch-Russische Haus geht auf eine Anregung der Stiftung Königsberg GmbH von 1989, des Kurators Fried von der Groeben, zurück und wurde 1993 zusammen mit

dem Bundesministerium des Innern errichtet. Dieses Haus prägt inzwischen seit vielen Jahren unter der engagierten Leitung von Andrej Portnjagin das deutsch-russische kulturelle Leben in Kaliningrad in einer beispielhaften zusammenführenden Weise.

Das Hufen-Gymnasium neben dem Tiergarten hat den Krieg weitgehend unbeschadet überstanden und dient heute als ein der Staatlichen Kant-Universität angegliedertes Bau-Kolleg mit Schwerpunkt Altbausanierung. Im Erdgeschoß sind Examensarbeiten zu sehen, die Königsberger Monumente zum Thema haben. Vor dem Hauptportal wurde von dem unvergessenen russischen Dichter Sem Simkin (gestorben 2010) ein Findling deponiert, der in deutscher und russischer Inschrift auf das Wirken Ernst Wiecherts an dieser Schule hinweist. Im ersten Stock empfangen die Direktorin des Kollegs, eine Deutschlehrerin

Anmut in Stein, doch nicht steinern: Hermann Bracherts Wasserträgerin an der Ostsee



und Studenten die deutschen Besucher in einem Gedenkraum, der gleichermaßen der Erinnerung an das Gymnasium und an seinen berühmten Lehrer gewidmet ist. Die Studenten haben eine Wiechert-Lesung eingeübt und überzeugen durch ihre Sprachkenntnisse und ihr jugendliches Engagement.

Am Hansaplatz, dem heutigen Platz des Sieges, liegt der Nordbahnhof, von dem aus man wie früher mit der Bahn an die Samlandküste fahren kann. Der Bahnhof weist seit 2011 eine Besonderheit auf: eine schlichte schwarze Gedenktafel mit einem von Stacheldraht durchkreuzten Davidstern und einer Inschrift in deutscher und russischer Sprache. Die Tafel erinnert an den ersten von drei Transporten, mit denen die SS fast fünfhundert jüdische Bürger Königsbergs am Johannistag des Jahres 1942 von diesem Bahnhof nach Minsk verbracht hat, um sie dort zu ermorden. Die Tafel wurde von der Jüdischen Gemeinde in Kaliningrad, der Stadtgemeinschaft Königsberg und der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas gemeinsam im Juni 2011 in Anwesenheit von jüdischen Zeitzeugen enthüllt und ist seitdem ein stilles Mahnmal daran, daß auch in Königsberg die Nationalsozialisten gewütet haben.

Die Kaliningrader Universität von 1967 wurde zum 750. Stadtjubiläum 2005 in Staatliche Kant-Universität umbenannt. Ein von Herbert Beister (gestorben 2012) gestiftetes Porträtbildnis des Philosophen ziert die rechte Seite des Hauptportals, und aus einiger Entfernung grüßt seit 1992 das Standbild Kants von einem Sockel, eine vom Bildhauer Harald Haacke geschaffene Replik des Denkmals von Christian Daniel Rauch, die Kaliningrad den beiden Kant-Verehrern Marion Gräfin Dönhoff und Friedrich Wilhelm Christians verdankt.

Das Standbild des Gründers der Universität, Herzog Albrecht von Brandenburg-Ansbach, steht seit 2005 als Geschenk der Stiftung Königsberg gegenüber der Stoa

Kantiana auf der Kneiphof-Insel an der Stelle, wo einst die Alte Universität von 1544 ihren Platz hatte.

In der Haupthalle der Universität sind die russischen Studenten von Königsberger Geistesgrößen umgeben, deren Reliefs an den Wänden angebracht sind: der Mathematiker und Physiker Franz Neumann (1798–1895) und der Chemiker Karl Gottfried Hagen (1749–1829), Simon Dach (1605–1659), der Dichter des „Ännchen von Tharau“, und der Universalkünstler E.T.A. Hoffmann (1776–1822), der Politiker und Dichter Theodor Gottlieb von Hippel (1722–1796) und Kants Gegenspieler Johann Georg Hamann (1730–1788). Es ist bemerkenswert, daß die neue Kaliningrader Universität in dieser Weise die Tradition der alt ehrwürdigen Königsberger Albertina aufnimmt und weiterzuführen versucht.

Ganz in der Nähe, an der alten Schloßmauer, befindet sich seit 1993 wieder die Kant-Tafel mit dem berühmten Wort aus Kants „Kritik der praktischen Vernunft“, jetzt in deutscher und russischer Sprache: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Die Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr) hat die Tafel in Zusammenarbeit mit der Kaliningrader Stadtverwaltung an der Stelle anbringen lassen, wo sie bereits vor über hundert Jahren, seit 1904, an der Schloßmauer von allen Königsbergern gelesen werden konnte.

Im Dom auf der Kneiphof-Insel wurden im April 2012 an Kants 288. Geburtstag zwei Gelehrten-Tafeln von Gerfried Horst, dem Vorsitzenden der Gesellschaft der Freunde Kants und Königsbergs, enthüllt. Die deutsche Tafel ist eine Stiftung dieser Gesellschaft und der Stadtgemeinschaft Königsberg. Über der Stelle auf der Nordseite des Domes, wo die Gelehrten der Albertina begrabene wurden, sieht man jetzt 32 bedeu-



Harren der Botschaft aus dem Äther: die musealen Satellitenschüsseln der weiland sowjetischen Marine und der wiedererstandene Dom zu Königsberg

tende Namen. Die russische Tafel auf der Südseite des Domes enthält erst neun Namen, darunter den des 2002 verstorbenen Astronomen Kazimir Lawrinowicz, dem ausgezeichnete Werke über den Astronomen Friedrich Wilhelm Bessel (1784–1846) und die Albertina (1544–1945) zu verdanken sind.

Der wiederaufgebaute Dom sei ein großartiges Beispiel deutsch-russischer Zusammenarbeit, betont Dombaumeister Igor Odinzow: Anfang der 1990er Jahre standen von der dachlosen Ruine nur die Grundmauern auf dem früher dicht bebauten, nun aber völlig leeren Kneiphof. Seit 2005 ist der Bau wiederhergestellt, nicht in allen Details wie früher, aber als gelungenes Bauwerk, nutzbar für Gottesdienste, Konzerte und Vorträge. In den beiden Türmen befinden sich wie früher kostbare Ausstellungen, die Wallenrodsche Bibliothek, ein Kant-Museum und als neueste Attraktion ein riesiges Stadtmodell des alten Königsberg.

Im hohen Chor werden die Grabreliefs Herzog Albrechts, seiner Gattin Dorothea und anderer Familien von polnischen Fachleuten restauriert, und die modernen Kirchenfenster wurden von den Nachkommen der im

Dom begrabenen Hochmeister des Deutschen Ordens und Königsberger Familien gesponsert. In den Erdgeschossen der beiden Türme befinden sich auf der Nordseite eine orthodoxe, auf der Südseite eine evangelische Kapelle: die Ökumene ergänzt das deutsch-russische Zusammenspiel.

Schönste Attraktion ist seit 2005 die große Orgel, auch eine Zusammenarbeit einer Potsdamer Orgelfirma mit russischen Künstlern, die sich der Außengestaltung angenommen haben. Sie ist elektronisch mit einer kleineren Saalorgel verbunden, einzigartig in ganz Rußland, wie Dombaumeister Odinzow stolz bemerkt. Ohne die Orgel, die drei Millionen Euro gekostet haben soll, beziffert Odinzow die Gesamtkosten des Wiederaufbaus auf sieben Millionen Euro – im wesentlichen deutsche und russische öffentliche Mittel und Spendengelder – ein Bruchteil der Summe, die in Dresden für den Wiederaufbau der Frauenkirche aufgewendet wurde.

An der Nordseite des Domes findet der Besucher eine kleine, vom Museum Stadt Königsberg in Duisburg erstellte Ausstellung über evangelische Kirchenlieder, die erstmals im Dom erklingen sind. Das bekannteste ist das Adventslied „Macht hoch die Tür“

von Georg Weissel aus dem Jahre 1642. Gegenüber auf der Südseite hat sich Dombaumeister Odinzow etwas Besonderes einfallen lassen: Für jeden berühmten Organisten, der in „seinem“ Dom spielt, setzt er eine Note mit Namenszug in die vorgegebenen Bronzelinien neben den Notenschlüssel. Er verweist auf Olivier Latry, den Organisten von Notre Dame in Paris, der im Juli 2012 Kaliningrad wieder besuchen wird. Er ist mit dem Domorganisten Artjom Chatschaturow befreundet. Bronzereliefs erinnern an die Komponisten Otto Nicolai (1810–1849), den Gründer der Wiener Philharmoniker, die zu seinem 200. Geburtstag 2010 in Kaliningrad gastierten, und an Richard Wagner (1813–1883), der schon mit 23 Jahren Musikdirektor des Königsberger Theaters wurde und dort seine Minna Planer geheiratet hat.

Wieder im Frühlingssonnenschein, kann die Reisegruppe das 2005 restaurierte Königs-Tor bewundern, sieht bei einer Pregelrundfahrt das Museum der Meere mit dem Flüchtlingschiff „Vitjas“ und das renovierte Tor Friedrichsburg, erschließt sich die Kö-

nigsberger Alltagsgeschichte im Museum Friedländer Tor und kommt bei einem Spaziergang am Schloßteich an der Stadthalle vorbei, die 2012 einhundert Jahre alt wird und heute als Museum für Geschichte und Kunst dient. 2010 fand dort die erste Kant-Ausstellung nach dem Krieg statt, eine Zusammenarbeit zwischen dem Museum Stadt Königsberg und dem Kaliningrader Museum.

Es sollten nur ein paar Reiseeindrücke geschildert werden. Jede systematische Analyse der deutschen Kultur, wie sie heute von russischen „Landsleuten“ und Heimatforschern in der Kaliningradskaja Oblast, also nicht nur in Kaliningrad, gepflegt wird, würde einen ungeahnten Reichtum zutage fördern, der zur Resignation keinen Anlaß gibt. Es zeigt sich vielmehr, daß vieles, was in Jahrhunderten gewachsen ist, genügend Überlebens- und auch Überzeugungskraft hat, dass es weiterleben wird, auch wenn die angestammte Bevölkerung nicht mehr für seine Pflege sorgen kann.

Klaus Weigelt (KK)

Kultur darf sich nie selbst genügen

Jedoch sich selber feiern wohl: 30 Jahre Kulturzentrum Ostpreußen im Ellinger Deutschordensschloß

Mit einem Festakt und einem umfangreichen Rahmenprogramm beging das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen sein 30jähriges Bestehen. Zugleich wurde an die Gründung des Fördervereins vor 15 Jahren erinnert.

„Nur etwa zwei Jahre sollte ich den Vorsitz des Fördervereins für das Kulturzentrum Ostpreußen übernehmen“, so Katharina Fürstin von Wrede zum 15jährigen Bestehen des Vereins. Sie leitet ihn heute noch, da sie immer wieder das Vertrauen der Mitglieder bekam. Der am 10. Mai 1997 gegründete Förderverein hat sich zur Aufgabe gemacht,

die Arbeit des Kulturzentrums Ostpreußen im Ellinger Deutschordensschloß sowie die Zusammenarbeit mit Künstlern, Jugendlichen und verschiedenen Einrichtungen in Ostpreußen ideell und materiell zu unterstützen. Ziel ist es ebenfalls, jungen Menschen ostpreußischer Abstammung die Geschichte Ostpreußens und damit auch ihrer Familien näher zu bringen und wach zu halten.

Katharina von Wrede sieht den Sinn des Vereins als erfüllt an. Für Ankäufe von Exponaten, Büchern, historischen Karten, Erstellung einer aktuellen Homepage und Un-



Bitte recht feierlich, aber auch fröhlich (v.l.): Christoph von Weitzel, Wilhelm von Gottberg, Alexander Küßwetter, Katharina von Wrede, Frank Lothar Kroll, Wolfgang Freyberg, Friedrich-Wilhelm Böld

Bild: der Autor

terstützung bei Restaurationen hat der Verein, der aktuell 116 Mitglieder zählt, in all den Jahren rund 42 000 Euro zur Verfügung gestellt. Ein besonderes Lob ging an Gründungsmitglied Brigitte Hildebrandt. Sie hat seither das Amt der Schriftführerin inne und sich jahrelang um die Organisation von Reisen nach Ostpreußen gekümmert.

Zu ihrem Leidwesen, so von Wrede, mußten die Ellinger Trakehner-Tage nach dreimaliger Durchführung mangels Sponsoren wieder eingestellt werden. Für die Zukunft sagte sie der Kultureinrichtung die weitere Unterstützung des Vereins zu.

Der Vorsitzende des Stiftungsrates der Ostpreußischen Kulturstiftung und Altsprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Wilhelm von Gottberg, bewunderte die große Fangemeinde des Kulturzentrums, welches aber ohne die Hilfe von Vorstand und Stiftungsrat der Kulturstiftung seinen Bildungsauftrag nicht in dieser Form wahrnehmen könnte. Der Stiftungsratsvorsitzende würdigte zudem die Hilfe des Freistaates Bayern, denn die Erinnerung an den Osten des ehemaligen Deutschen Reiches sei nicht nur eine Aufgabe der ehemaligen Bewohner dieser Landstriche, sondern aller Deutschen. Als Beispiele für die Unterstützung

der Landsmannschaft nannte von Gottberg den Zuschuß in Höhe von damals 750 000 Mark für das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg, zudem stamme der Grundstock der Ostpreußischen Kulturstiftung in Höhe von 150 000 Euro rein aus privaten Zuwendungen. Die Stiftung habe das Kopernikus-Haus in Allenstein erworben, dessen Ausbau wiederum der Freistaat Bayern übernommen habe.

Somit werde klar, daß nicht nur der Staat, sondern die Vertriebenen selbst eine hohe finanzielle Leistung zur Bewahrung von Wissen und Kulturgut bringen. Die 750jährige Geschichte Ostpreußens könne nicht durch eine Augenblicksempfindung beiseite geschoben werden, führte von Gottberg weiter aus, sie dürfe auch nicht als historisch abgeschlossene Zeit betrachtet werden, um so weniger, als Ostpreußen eine andere Geschichte habe als das übrige Reichsgebiet. Die Missionierung, der dortige geistige Freiraum, die Gründung des Herzogtums und der Universität Königsberg waren die Basis für den Aufstieg Preußens zur Führungsmacht in Deutschland. Dabei war Ostpreußen erst ab 1871 Teil des Deutschen Reiches.

„Ich war 1985 das erste Mal in Ostpreußen“,

sagte Friedrich-Wilhelm Böld aus Augsburg, der Landesvorsitzende der Landsmannschaft Ostpreußen in Bayern und als Schatzmeister Mitglied des Bundesvorstandes. Als Mitglied der Bekenntnisgeneration hatte er zuvor den Eindruck nostalgischer Illusion, wenn die Alten sagten, in Ostpreußen sei der Himmel blauer, die Wolken weißer und die Luft klarer. Nach seiner ersten Reise konnte er aber den Eindruck bestätigen. Seither setzt er sich für den Kampf gegen Unkenntnis und Desinteresse an der deutschen Geschichte ein, die in Ellingen von Wolfgang Freyberg und seinem Team aufbereitet wird. Das Wissen müsse in authentischer Form unbedingt den kommenden Generationen vermittelt werden. Dies gelinge um so besser, als nun die heutige Bevölkerung der dortigen Gebiete durch Ausstellungen über ihre Geschichte informiert wird und Ausstellungen von dort in Deutschland gezeigt werden.

Neben den Grußwortrednern konnte Wolfgang Freyberg, der Direktor des Kulturzentrums Ostpreußens, zum 30jährigen Jubiläum der musealen Einrichtung im Ellinger Barockschloß zahlreiche weitere Gäste begrüßen, darunter Ellingens Bürgermeister Walter Hasl. Freyberg ging vor gut 100 Anwesenden ferner auf den 300. Geburtstag von Friedrich dem Großen und den 125. Geburtstag Ernst Wiecherts ein, dessen Lebenswerk derzeit in einer Ausstellung in Ellingen gewürdigt wird.

Die musikalische Ausgestaltung der Feierstunde hatten der Bariton Christoph von Weitzel und die Gitarristin Heike Matthiesen übernommen, die die Besucher mit Liedern wie das von Heinrich Eichen geschriebene „Abends treten Elche aus den Dünen“ oder dem „Ännchen von Tharau“ erfreuten. Beendet wurde die Feierstunde mit dem gemeinsam gesungenen „Ostpreußenlied“.

Manfred E. Fritsche (KK)

Vom Doppelsinn des Schöpfens

Die papierene und doch so lebendige Entdeckung der Elbinger Künstlerin Marie-Luise Salden in Japan

Von den tradierten Handwerkskünsten hat das handgeschöpfte Papier – „Washi“ genannt – auch im hochtechnisierten Japan eine anerkannt hohe Bedeutung. Traditionell hergestellt aus Fasern lebendigen Holzes, besonders des Kozo-Baumes (Papiermaulbeer), dient es u. a. als Trägermaterial für religiöse und weltliche Schriften, für traditionelle Tür- und Fensterbespannung, Kleidung, Accessoires oder als hochwertiges Verpackungsmaterial.

Schönheit und Einzigartigkeit bei staunenswerter Vielfalt werden besonders in der Gestaltungskunst offenbar und machen das „Wesen“ von Washi erfahrbar. Dahinter steht der einzelne Künstler/die Künstlerin mit einem hohen Anspruch an das eigene Werk.

Während meines ersten Japanaufenthaltes 1998 erfuhr ich, daß mit dem Studium der Holzschnitt-Technik auch das Erlernen des Papierschöpfens einhergeht, und zwar nicht nur, um das geeignete Papier zum Drucken herzustellen, sondern vielmehr, um eine eigene autonome Kunstform zu schaffen. Bei einem bekannten Meister entdeckte ich damals diese faszinierende Technik.

Meine jüngste Erfahrung durfte ich im März 2012 bei Professor Yasuhiro Kasugai machen, dessen Werkstatt mir zum vierten Mal zu Studium und Arbeit offenstand. Er lebt und arbeitet als Meister des Papierschöpfens und -gestaltens und als Lehrer in dem idyllischen Obara in den Bergen nördlich von Nagoya. Es befindet sich hier ein beeindruck-

kend schönes Papierkunst-Museum, dem eine große Washi-Werkstatt mit Vortragsraum und ein Museumsladen angegliedert sind.

Belebt ist der Ort durch knapp 20 ansässige Künstlerinnen und Künstler mit vielseitigen Arbeitsweisen. In die Welt dieses stillen Künstlerdorfes einzutauchen setzt neue Maßstäbe. Ich stelle meine bisherige Arbeit auf einen neuen Prüfstand. Das liebevoll gestaltete traditionelle Wohnhaus mit seiner Bilderfülle wie auch der hinter dem Haus ansteigende verwunschene Berggarten sprechen zu mir. Ich lasse die Atmosphäre von Entrücktheit mit meinen inneren Bildern verschmelzen. Hier entstehen meine neuen Papier-Schöpfungen im Format der traditionellen Schiebetüren unter Verwendung von Kozo-Fasern, Mitsumata-Fasern, Nori, einer klebrigen Absonderung des Tororoaoi (Abelmoschus), und dem wichtigsten Bestandteil: dem klaren Bergwasser.

Die Wurzel des Tororoaoi wird auf einem Stein am Boden mit einem Holzhammer zerklopft, dann gewässert und nach etwa einer Stunde in einem Leinensack in einen Eimer Wasser gehängt. Sie sondert eine zähe, schleimige Flüssigkeit ab, die als klebriger Stoff die Holzfasern bindet. Dieses natürliche Bindemittel wird Nori genannt. Während es sich bildet, wird der weichge-

kochte Bast des Kozo-Baumes, der aus längeren dünnen Bahnen besteht, ebenfalls mit dem Holzhammer auf einem Stein so lange geklopft, bis die Fasern zerfallen. Nun kann die breiartige Fasermischung, Pulpe genannt, hergestellt werden: Kozo-Fasern, Nori und Wasser werden in Eimern vermischt, mit einem Bambusstab heftig gerührt und schließlich mit der Hand verquirlt. Letzteres ist für die Verteilung der Fasern in der Pulpe besonders wirksam.

Interessante Daten aus der Wissenschaft der Papierherstellung seien hier erwähnt: Die Lebensdauer von Kozo-Washi beträgt etwa 400 Jahre, die von Mitsumata-Washi rund 600 Jahre und die von Gampi-Washi etwa 1500 Jahre bei größter Reißfestigkeit.

Da das etwa zwei Quadratmeter große Sieb, das mit feiner Kunststoffgaze bespannt ist, nicht in die Pulpe getaucht werden kann, wird der Papierbrei mit dem Eimer auf das Sieb geschüttet und dieses zum Verteilen der flüssigen Masse sacht hin und her bewegt. Dabei fließt das Wasser in das darunter befindliche große Becken. Auf der Gaze bleiben die festen Bestandteile der Pulpe als weiche Schicht liegen. Grobe Fasern und Schmutzteilchen werden mit einer Pinzette vorsichtig entfernt. Die Bildgestaltung kann beginnen: Lange Kozo-Fasern, partiell aufgetragene zusätzliche Pulpe, mit Tuschen



Papier ist bekanntlich geduldig, noch geduldiger muß sein, wer schönes Papier machen will: die Autorin und der Meister im Atelier

Bild: die Autorin

getönte Fasern oder Pulpe werden zur Umsetzung der Bildidee auf die feuchte Oberfläche gelegt, gespritzt oder geschüttet. Mit den Händen gestalte ich gelegentlich Spuren und Linien.

Da ich in meiner jetzigen Arbeitsphase Akzente mit 97prozentigem Blattgold setze, wird vor dessen Auftragen eine leichte Schicht von Mitsumata-Pulpe über die gesamte Arbeitsfläche gegossen. Diese kurze Faser mit schwacher Reißfähigkeit gibt der Washi-Oberfläche eine seidige Verfeinerung und läßt die Goldpartikel besser haften. Äußerste Konzentration verlangt das Auftragen des Goldstaubs. Das Blattgold wird mit einem kurzborstigen Pinsel in einem kleinen Bambussieb zerrieben und der Bildkomposition entsprechend aufgestreut. Als letzter Arbeitsschritt wird reines Wasser über dem Gold zerstäubt.

Nach Fertigstellung des Bildes trocknet es auf dem Sieb tagelang im Raum oder draußen an der frischen Luft. Dann kann es abgelöst und mit einem großen Washi-Bogen

auf der Rückseite verstärkt werden.

Die Stille, das sanfte, leicht zu handhabende Material, die Klänge des fließenden und tropfenden Wassers machen die Gedanken weit: Ich schöpfe aus dem Augenblick. Papiers schöpfen gleicht einer Meditation. Ich bin und arbeite in der unbegrenzten, pulsierenden Stille. Gedankt sei dem Meister für seinen anregenden Unterricht und die nachhaltige Inspiration. In gleicher Weise Dank seiner Mutter, dem guten Geist des Hauses, für die herzliche Gastfreundschaft.

Yasuhiro Kasugais farbige Washi-Bilder von sanfter Ausdruckskraft berühren durch seine einfallsreiche Gestaltung und zeitlose Botschaft. Sein romantischer Zug verweist auf einen Wesensaspekt japanischer Kunst. Aus dem fortgesetzten Dialog während der Arbeit entstand der Wunsch, daß die Washi-Kunst von Yasuhiro Kasugai, das Kunstmuseum in Obara und Ergebnisse unserer Zusammenarbeit in naher Zukunft in Deutschland vorgestellt werden.

Marie-Luise Salden (KK)

Lasset die Autos zu euch kommen

Geistliches Obdach für die Heimatlosen: Vor 60 Jahren wurde die Kapellenwagenmission gesegnet

„Die Kirche im Dorf lassen“, lautet eine bekannte Redewendung. Aber wenn es keine Kirchen mehr gibt? Dann muß man sie den Menschen eben bringen! Wie in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg: Millionen Deutsche waren aus ihrer Heimat im Osten Europas vertrieben worden. Alles hatten sie verloren – bis auf die paar Sachen, die sie bei ihrer Flucht mitnehmen konnten. Auch ihre Kontakte, ihre religiösen Bindungen waren über Nacht weggebrochen.

3000 Priester, ebenfalls Vertriebene, kümmernten sich um sie. Ihre Gemeinde war ziemlich groß und über ganz Deutschland ver-

streut: 15 Millionen Menschen – darunter acht Millionen Katholiken, viele davon in ursprünglich evangelischen Gegenden, wo seit der Reformation nur wenige Katholiken gewohnt hatten. In 2500 Orten konnten die Gläubigen damals nicht oder nur sehr schwer von ihren Seelsorgern erreicht werden.

Die Priester der Heimatvertriebenen waren bettelarm. Mit ihren verschlissenen Militäruniformen und geflickten Rucksäcken sahen sie aus wie Landstreicher. Stundenlang, hunderte Kilometer waren sie unterwegs. Sie trotzten Wind und Wetter, meist zu Fuß oder



Flotte des Herrn: „Fahrzeuge für Gott“

Bild: Kirche in Not

– wer etwas Glück hatte – mit einem Fahrrad. Viele Priester ruinierten dabei ihre Gesundheit, für etliche endete dieses pastorale Nomadentum tödlich: Unfälle und Krankheiten forderten ihren Tribut.

„Uns umherstreifenden Seelsorgern fehlt eigentlich alles: Von der brauchbaren Fahrradpumpe bis zum sauberen Hemd, vom Schreibpapier bis zum Auto, das uns so gut zustatten käme“, schrieb damals einer von ihnen, um bescheiden anzufügen: „Ich will aber nicht klagen. Dem Mitbruder, der mein Nachbar ist, geht's noch viel schlechter. Er hat noch nicht einmal ein Rad und muß jede Woche wenigstens sechzig Kilometer marschieren. Dabei ist er schon 63 Jahre alt und leidet an einer alten Beinverletzung aus dem Ersten Weltkrieg.“

Bereits kurz nach Kriegsende, 1947, hatte Pater Werenfried van Straaten diese Not erkannt. Unermüdlich sammelte er in Belgien

und den Niederlanden – Ländern also, in denen die Erinnerungen an den Krieg und die Feinde aus Deutschland längst noch nicht vergessen waren – für die Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten. Aber Pater Werenfried, gebürtiger Niederländer und Prämonstratenser der Abtei Tongerlo in Belgien, war ein Visionär der Nächstenliebe. Er vertraute auf das Gute im Menschen, auf die Kraft der Verzeihung selbst zwischen ehemals erbitterten Kriegsgegnern. Und so gaben Frauen den letzten Anzug ihres von deutschen Soldaten erschossenen Mannes her, um den Vertriebenen zu helfen. „Wogen der Barmherzigkeit und Liebe gingen durch das flämische Land und überspülten alsbald auch die Niederlande“, blickt Pater Werenfried in seiner Autobiographie „Sie nennen mich Speckpater“ dankbar auf diese Jahre zurück.

Aber dieser „Speckpater“ bettelte nicht nur

um Speck, Süßigkeiten, Spielsachen. Das erbärmliche Leben der „Rucksackpriester“ hatte er bei seinen vielen Reisen und Predigten ständig vor Augen. „Sie bewahrten das Allerheiligste auf ihren Mansardenzimmern in einer Zigarrenkiste oder in der Schublade auf“, schildert Pater Werenfried das Leben dieser Geistlichen. Er wußte auch um die seelischen Nöte der einfachen Gläubigen, um ihre traumatischen Erfahrungen aus der Zeit des Krieges und der Vertreibung. Viele waren nicht kirchlich verheiratet, noch viel mehr starben ohne die kirchlichen Sakramente. „Nicht, weil sie nicht wollten. Sie sehnten sich danach. Aber weil ich nur einen Leib und ein Fahrrad hatte“, schrieb damals ein Rucksackpriester an den Prämonstratenser.

So kam es, daß Pater Werenfried auch um „Fahrzeuge für Gott“ bettelte. Erst waren es einfache Zweiräder – mit und ohne Motor. Dann kamen Autos hinzu, Busse, schließlich zu Kapellen umgebaute Sattelschlepper. „Mit Kolonnen der Hilfe müssen wir ostwärts gehen. Lastwagen müssen wir mit Priestern bemannen und zum Brechen voll mit Liebesgaben beladen.“ Mit solchen Aufrufen wandte sich der Pater damals an seine Zuhörer.

Und wie immer bei seinen Aktionen löste der „Speckpater“ eine Welle der Hilfsbereitschaft aus. Die Kapellenwagenmission seiner Ostpriesterhilfe begann 1950 versuchsweise mit zwei umgebauten Bussen. Sie verlief sehr erfolgreich. Hunderte Priester machten sich in den folgenden Jahren zu Missionsreisen in die versprengte Diasporagemeinde der deutschen Heimatvertriebenen auf. Sie predigten, spendeten Sakramente, brachten Geschenke, Lebensmittel und Kleidungsstücke.

Wenn Pater Werenfried von „Kolonnen der Hilfe“ predigte, dann war das durchaus wörtlich zu verstehen: Am 22. April 1952, vor sechzig Jahren, wurden in Königstein im Taunus von Kardinal Josef Frings 14 Sattelschlepper – die „Kapellenwagen“ – und 70 Volkswagen gesegnet. Insgesamt erbet-

telte Pater Werenfried damals in Belgien und den Niederlanden das Geld für über 100 VW-Käfer; sie dienten den Priestern in der Diaspora flächendeckend als „Fahrzeuge für Gott“.

„Heute kommt die Weltkirche zu euch, zu euch heimatvertriebenen Priestern und in euch zu allen Katholiken, die der Herrgott euch anvertraut hat“, richtete sich Pater Werenfried in Königstein an die Gäste der Segnungsfeier. Um ihn herum dutzende Fahrzeuge. Kardinal Frings sprach damals von einem „Schauspiel christlicher Nächstenliebe. Länder und Völker, die das deutsche Volk noch vor einigen Jahren mit Krieg überzogen, gedrückt und geknechtet hat, haben sich vereint, um uns zu helfen, in unseren Nöten.“

Zwei Jahrzehnte lang waren Priester mit den Kapellenwagen der Ostpriesterhilfe unterwegs, die meisten gestiftet und unterhalten von belgischen Diözesen. Bis zu 28 Sattelschlepper waren gleichzeitig im Einsatz. Man fuhr mit einem „Koloß von Autowagen“, erinnert sich ein Fahrer, spricht von „gigantischen Fahrzeugen“ und davon, er habe sich selber als Dompteur eines Tigers gefühlt, 14 Meter lang, zwei Meter breit, drei Meter hoch und fünf Tonnen schwer. Eine Seitenwand konnte herausgeklappt werden und gab den Blick auf den Altar frei. Auf der anderen Seite befand sich der Eingang zum Beichtstuhl. Im Heck waren die beiden Priester untergebracht und vorne, im Führerhaus, übernachtete der Fahrer.

1970 waren die großen Kapellenwagen zum letzten Mal unterwegs. Zwei Jahrzehnte lang hatten Missionare aus mehr als vierzig Orden Volksmissionen gehalten. Über eine Million Menschen hatten sie erreicht und zehntausende Predigten gehalten. In hunderten Orten Westdeutschlands – und manchmal auch im Ausland – waren sie zu Gast. Sie haben den katholischen Glauben verkündet dort, wo es sonst nicht möglich gewesen wäre. Sie haben den Menschen die Kirche wieder in ihre Städte und Dörfer gebracht.

Karl-Georg Michel (KK)

Heimgang

Gerhard Steffen wurde in seiner ermländischen Heimatkirche beigesetzt

Der Verstorbene hatte sich eigentlich nur gewünscht, in der Heimerde begraben zu werden, und hatte deswegen behutsam den befreundeten Taddeus Rudzinsky, Pfarrer von Pettelkau, gefragt, ob auf dem Friedhof von Pettelkau Platz für ihn sei. Doch der lehnte ab, nein, für ihn sei da kein Platz. Und auf die Rückfrage antwortete der Pfarrer: „Nein, du kommst nicht auf den Friedhof, sondern als Wiedererbauer der Kirche hast du das Recht, in der Kirche begraben zu werden.“ Das genehmigte auch Dr. Edmund Piszcz, der damalige Erzbischof von Ermland, und so ließ Gerhard Steffen schon einmal vorsorglich eine Grabplatte für die Wand und eine Gruft darunter herstellen.

Auch die Überführung des Sarges nach Ostpreußen hatte er vorbereitet, und der Bestattungsunternehmer aus Braunsberg musste mit dem Sarg erst einmal vom Wohnort Oberursel zum polnischen Konsulat nach Köln fahren, damit er kontrolliert wurde. Zur Beisetzung in Braunsberg reiste dann die Großfamilie des Verstorbenen an.

Nachdem bereits ein Requiem in Oberursel stattgefunden hatte, begannen die Trauerfeierlichkeiten in Braunsberg mit einem weiteren Requiem in der nach den Zerstörungen des Krieges wiederaufgebauten gotischen Pfarrkirche St. Katharina mit dem prächtigen Sternengewölbe. In dieser Kirche war der Verstorbene noch im Krieg Meßdiener gewesen.

Außer der Familie des Verstorbenen waren der Braunsberger Bürgermeister mit Ratsherren, der ehemalige Landrat mit Frau, die Schwestern des Klosters der Katharinerinnen, eine Abordnung der Feuerwehr und natürlich Manfred Ruhnau, der Nachfolger des Verstorbenen im Amt des Kreisvertreters Braunsberg, mit Schriftführer, einige Angehörige der deutschen Minderheit und einige polnische Bürger anwesend.



Norbert Bittner, Abu Simbel Bild: vgl. S. 27

Der inzwischen pensionierte Erzbischof Dr. Edmund Piszcz nahm die Beisetzung zusammen mit seinem Nachfolger Dr. Adalbert Ziemia und fünf weiteren Priestern der Diözese Ermland vor. In seiner Predigt auf deutsch stellte Erzbischof Piszcz fest, daß Gerhard Steffen ein Mensch mit tiefem Glauben und tiefer Hoffnung war und aus dieser Haltung heraus bewußt sein Leben gestaltet hat. Auch ging er auf den Lebensweg Gerhard Steffens ein, der mit 16 Jahren Braunsberg verlassen mußte, weil er als Flakhelfer eingesetzt wurde. Kurz vor Kriegsende kam er dann zur Wehrmacht, geriet in russische Gefangenschaft und kehrte 1948 krank und ausgezehrt zur Familie zurück, die inzwischen in Niedersachsen eine vorläufige Bleibe gefunden hatte. Ja, er hätte einen Groll haben können, auch auf die Polen, doch sein Glaube habe ihm gesagt, daß er das Böse durch das Gute besiegen müsse. Aus dem Glauben heraus war er eben ein Mensch des Friedens, so der pensionierte Erzbischof.

Von der Kirche fuhr ein Autokorso über die alte sogenannte Panzerstraße nach Pettelkau, wo die Beisetzung in der Kirche stattfand. Und ein Zerm, also ein Begräbnismahl, gab es natürlich auch – für alle, die teilnehmen wollten. (KK)

Facebook, analog und aristokratisch

Porträtfotos von und um Fürstin Daisy von Pleß in Ratingen

Der schlesische Adel stand im Oberschlesischen Landesmuseum bereits bei der „Schloßgeschichten“-Schau im Jahre 2011 im Fokus. Seit kurzem ist in Ratingen-Hösel erneut eine „adlige“ Ausstellung zu sehen, in der sich alles um eine besonders schillernde Persönlichkeit dreht. Es handelt sich um die extravagante Fürstin Daisy von Pleß (1873–1943), Gräfin von Hochberg und Freifrau zu Fürstenstein, und ihr soziales Umfeld.

Über 100 Besucher aus dem In- und Ausland wohnten der feierlichen Eröffnung der Sonderschau „Vom Glanz des europäischen Hochadels. Fürstin Daisy von Pleß und ihr Umfeld in Porträtfotos“ bei. Zu den Ehrengästen gehörten Vertreter des Victoria & Albert Museums und der Royal Collection aus der britischen Hauptstadt sowie von der niederländischen Stiftung Huis Doorn. Ko-

*Prachtentfaltung in Schwarzweiß:
die Fürstin in Pose*

Image Courtesy V&A Museum, London



Kurator Russel Harris entschuldigte seinen erkrankten polnischen Partner Maciej Kluss vom Schloßmuseum Pleß und führte in die Ausstellung ein. Er erzählte u. a. über die Entdeckung der Negative mit den Daisy-Porträts im Lafayette-Fotoarchiv vor einigen Jahren sowie über die Kontaktaufnahme mit dem Daisy-Biographen John Koch und mit Maciej Kluss. Koch ist übrigens ein gebürtiger Schlesier aus der Nähe von Schloß Fürstenstein, der heute in Kanada lebt. Aus der britisch-polnischen Kooperation entstand die im Jahre 2006 erstmals im Schloßmuseum Pszczyna präsentierte Dokumentation „Daisy von Pleß. Die glücklichen Jahre“.

Auch die neue Ausstellung im Oberschlesischen Landesmuseum, die im Rahmen des Polen-NRW-Jahres 2012 gezeigt wird, ist in Verbindung mit dem Schloßmuseum in Pleß/Pszczyna und dem Victoria & Albert Museum, London, zustande gekommen. Es ist übrigens das erste Mal, daß das Schloßmuseum eine umfangreiche Kollektion großformatiger Fotografien aus den Beständen des Londoner Museums in Deutschland zeigt.

Bis Mitte November 2012 ist in Ratingen-Hösel eine Auswahl von 42 Fotoprints sowie Plattenkameras und kostbare Kleider aus der Zeit um 1900 zu sehen. Die Fotos stammen aus dem im Jahre 1880 in Dublin gegründeten Lafayette-Fotostudio, das Kaiser, Könige und Adlige aus Europa, Afrika und Asien ablichtete. Als das Fotostudio 1952 schloß, umfaßte es eine bemerkenswerte Sammlung von Negativen, die mit genauen Datums- und Namensangaben der porträtierten Personen versehen waren. Rund 3500 Glasplattennegative und zahlreiche Zelluloid-Negative aus der Zeit von 1885 bis 1937 wurden dem Victoria & Albert Museum, London, übergeben.

Bei einem Rundgang durch die Ausstellung kann der Betrachter schnell erkennen, daß Fürstin Daisy in der Tat eine bemerkenswerte Frau mit vielen Facetten war. An der Seite ihres Mannes, des schlesischen Magnaten Hans Heinrich XV. von Hochberg, führte die Adlige britischer Herkunft zunächst ein prunkvolles und weithin sorgloses Leben. Berühmt waren Daisys Jagdgesellschaften. Zu den Freunden der schönen und extravaganten Fürstin gehörten Vertreter des europäischen Hochadels und die Mächtigen ihrer Zeit, wie der deutsche Kaiser Wilhelm II. und der britische König Eduard VII. Ihre Einladungen waren begehrt. Verständlich, daß sie seinerzeit als „Fixstern“ des europäischen Hochadels galt.

Die Porträts vermitteln einen Eindruck vom Leben der extravaganten Fürstin in den durch Wohlstand geprägten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Aufgezeigt werden jedoch auch andere Seiten der Fürstin, die beispielsweise Projekte im Sozial- und Gesundheitswesen in und um Waldenburg initiiert hat. Während des Ersten Weltkrieges engagierte sie sich als Rotkreuzschwester. Daisy verließ Schloß Fürstenstein und starb verarmt im schlesischen Waldenburg, nahe der einstigen Residenz.

Zur Ausstellung ist auch ein Katalog mit Bildern und Texten in Englisch und Polnisch erschienen. Eine deutsche Fassung ist in Zusammenarbeit des OSLM mit den englischen Partnern erarbeitet worden. (KK)

Das sichtbare Fluchtgepäck

Die Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung auf der 7. Berlin Biennale

Die Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung zeigt in Zusammenarbeit und im Rahmen der 7. Berlin Biennale für zeitgenössische Kunst bis zum 1. Juli 2012 im Deutschlandhaus die Ergebnisse eines Sammlungsaufrufs, der sich an Betroffene von Flucht, Vertreibung und Zwangsmigration sowie deren Nachfahren in Deutschland und Europa wandte: Persönliche Erinnerungsstücke an Flucht, Vertreibung und Heimatverlust sollten eingesandt werden.

Unter dem Titel „Stück für Stück erinnern“ werden jetzt etwa hundert Objekte gezeigt, die der Stiftung dauerhaft zur Verfügung gestellt wurden. Fluchtgepäck und Transportmittel, Fotografien und Tagebücher, schriftliche Aufzeichnungen und spätere Verarbeitungsformen erzählen von rund dreißig Familienschicksalen.

Die Zusammenarbeit der Biennale und der

Stiftung ist ein Beitrag zu einem der zentralen Themen dieser Biennale: Politiken und Kulturen der Erinnerung. Die Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung wendet sich mit dieser Kooperation an eine internationale Öffentlichkeit, um ihre Themen näher zu bringen und das künftige Ausstellungs- und Dokumentationszentrum im Deutschlandhaus schon heute bekannter zu machen. Für die geplante Dauerausstellung sollen weitere thematisch und regional ausgerichtete Sammlungsaufrufe folgen.

Bei der Präsentation der Objekte handelt es sich um die letzte Veranstaltung im Deutschlandhaus vor dem für 2013 geplanten Beginn der Umbauarbeiten. In einigen Jahren soll das Deutschlandhaus als Ausstellungs-, Dokumentations- und Informationszentrum der Stiftung neu eröffnet werden. (KK)

Bücher, Medien, Veranstaltungen

Das Klischee ist längst nicht passé

Hans-Jürgen Bömelburg: Friedrich II. zwischen Deutschland und Polen. Kröner Verlag, Stuttgart 2011, 381 S., 22,90 Euro

Es ist ein für das Verständnis der eigenen Geschichte wichtiges Buch, das wie viele andere aus Anlaß des 300. Geburtstages von Friedrich dem Großen erschienen ist. Die zentrale Botschaft des Autors lautet, dass Polen in der Wahrnehmung durch die Deutschen eher am Rande steht, obwohl die wechselseitige Beziehungsgeschichte der letzten Jahrhunderte eine Fülle an wichtigen Berührungspunkten bietet. Bömelburg zeigt und korrigiert dieses Defizit am Beispiel Friedrichs des Großen.

Der Untertitel seines Buches lautet „Ereignis- und Erinnerungsgeschichte“, das heißt, er beschreibt, analysiert und bewertet zunächst das Verhältnis Friedrichs zu Polen, und in weiteren Abschnitten schildert er die Wahrnehmung des Königs nach 1786 in den einzelnen Epochen bis in die Zeit nach der friedlichen Revolution in Deutschland und in Polen. In der deutschen Geschichtswissenschaft ist eine wissenschaftlich fundierte Langzeituntersuchung, die sich hauptsächlich mit dem Verhältnis Polen–Preußen/Deutschland beschäftigt, bisher ohne Vorbild. Es wird mit dieser gründlich recherchierten Arbeit eine Lücke für das deutsch-polnische Geschichtsbild in Deutschland geschlossen.

Bömelburg beginnt mit einer geopolitischen Einleitung: Brandenburg–Preußen lag im 18. Jahrhundert zwischen dem Alten Reich „deutscher Nation“ und Polen–Litauen, das Gebiet des Königreiches Preußen umfaßte

Territorien, die heute nicht mehr zu Deutschland gehören – Ost- und Westpreußen, Hinterpommern, Ost-Brandenburg und Schlesien liegen in Polen; der nördliche Teil Ostpreußens mit Königsberg gehört als Oblast Kaliningrad zu Rußland. Diese Fakten sind vielen Deutschen überhaupt nicht mehr bekannt, geschweige denn bewußt.

Die Auswertung aller erreichbaren Quellen – Edikte, Erlasse, Randbemerkungen u. a. sowie die politischen Testamente des Königs – zeigen ein von Anbeginn negatives Bild von Polen, das sich in der Überlieferung im 19. und 20. Jahrhundert und bis in unsere Tage zu einem festen Bestandteil im „deutschen Stereotypenhaushalt“ entwickelt hat – stellvertretend sei der Begriff „polnische Wirtschaft“ genannt –: Friedrich also als Begründer einer antipolnischen Tradition in Deutschland.

Schlüsselereignis für die Polen wurden die Teilungen. Sie bestimmen ihr Friedrich-Bild bis heute, es entwickelte sich die berüchtigte Traditionslinie von Friedrich über Bismarck zu Hitler. Die Nationalitätenpolitik im Kaiserreich sowie die Vernichtungen während der NS-Besatzungszeit gaben dafür immer wieder neue Nahrung. In Preußen und Deutschland werden die Teilungen bis ins 20. Jahrhundert als „Zivilisierungsmission“ begründet, eine Schutzbehauptung gegen die Kritik an der Auslöschung des polnischen Staates. Im Dritten Reich gipfelte die Instrumentalisierung Friedrichs: der König als erster Nationalsozialist, der „Tag von Potsdam“ 1933. Diese Motive waren eng verbunden mit der rassistischen Einstufung der Polen als Untermenschen. Die Argumentationslinie vom unfähigen, faulen, dummen Polen läßt sich bis in die Zeit Friedrichs des Großen zurückverfolgen, eine erschreckende Kontinuität.

Die Dichte der Argumente, die nur durch gründlichste Auswertung aller greifbaren Quellen möglich wurde, schafft die entscheidende Grundlagen zur Beurteilung der preußischen und deutschen Polenpolitik bis 1945. Es wird eine bisher so nicht bekannte Facette im Bild Friedrichs des Großen vorgestellt. Das Buch ist flüssig geschrieben, die einzelnen Kapitel können gesondert gelesen werden, das umfangreiche Literaturverzeichnis enthält die wichtigsten deutschen und polnischen Titel zur gemeinsamen Beziehungsgeschichte.

Karlheinz Lau (KK)

Thea Dorn hat sich aufs kreativste in Richard Wagner geirrt

Thea Dorn/Richard Wagner: Die deutsche Seele. Albrecht Knaus Verlag, München 2011, 560 S., 26,99 Euro

Zwei Schriftsteller, ein Buch – und die Frage: Wie kommt so etwas zustande? Daß bei der Komplexität des Themas die Frage auftauchen kann, war dem Verlag klar, so daß er im Klappentext eine Antwort bereithält, und die lautet ungefähr so: Thea Dorn, 1979 im hessischen Offenbach geboren, wird als Dreizehnjährige von der Liebe zu Richard Wagner ergriffen. Das hessische Mädchen träumt davon, später die Isolde oder Brünnhilde sein zu dürfen, lernt statt dessen in Berlin Richard Wagner kennen.

Da ist sie aber nicht mehr dreizehn, studiert Philosophie und nicht Gesang und kann sich nicht mehr vormachen, der Wagner aus Berlin sei ihre große Jugendliebe. Sie muss anerkennend feststellen, es gibt da noch einen anderen Wagner, Richard, mit dem sich nicht Musik, sondern ein Buch machen läßt. Mit dem 1952 im rumänischen Banat geborenen Schriftsteller hat sie dann wohl vermutlich lange über die Beschaffenheit der Seele

im allgemeinen und im besonderen philosophiert, entstanden ist ein humorvolles, ironisch gebrochenes, „enzyklopädisch“ angelegtes Werk mit komplexen 560 Seiten. Komplexität hin, Komplexität her – das Adjektiv schreiben wir auch in „deutsche Seele“ immer noch klein, in „deutsche Einheit“ übrigens auch.

Das seelische Alphabet fängt bei den Deutschen mit Abendbrot und Abendstille an. Keine Sorge, die Texte halten wach und bereiten vor – worauf? Auf den Abgrund. Der folgt der abendlichen Stille auf dem Fuß: „Das Deutsche ist ein Abgrund, halten wir fest daran.“ Thomas Mann erinnernd, fragen die Enzyklopädisten: „Gibt es einen Gedanken, der selbst abgründiger ist – und deutscher? Klüfte, Schlüfte Schlünde, Grüfte – die deutsche Sprache läuft zur Höchstform auf, wenn es darum geht, das Bodenlose in den Begriff zu bekommen.“

Es geht hinab – sogar sehr tief hinab in den Berg, zu den habgierigen Schatzgräbern und den „armen Maulwürfen“ (Goethe), den Bergleuten. Und dann geht's über viele Buchstaben zu etwas Leichtem hinauf, zu etwas Erquicklichem à l'allemande: Das anstrenghende Weib hinter uns lassend, landen wir bei der Wurst. Da kann Konfuzius einpacken. Mit Sprüchen wie „Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei“ kann er nicht konkurrieren. „An der Wurstbude braucht man nicht einmal den Hund, um jemanden kennenzulernen.“ Denn mit der Bierwurst, Currywurst, Dauerwurst und allen den anderen Würsten im Rucksack kann nichts schiefgehen, gute Laune und Redseligkeit und alles, was das Herz begehrt, sind inklusive – im Doppel- oder Tetrapack.

Und wenn es mal wieder trübsinnig wird, das deutsche Gemüt, gibt es ein Antidepressivum mit sofortiger Wirkung: Schlagen Sie „Die deutsche Seele“ auf! Sie lesen: „Oh, deutsches Gemüt! Was bist du nicht alles: demütig, hochmütig, leichtmütig, gleichmütig, gutmütig, sanftmütig, einmütig, freimütig, kleinmütig, großmütig, langmütig,

edelmütig, heldenmütig, reumütig, schwer-
mütig, übermütig, wankelmütig, wehmütig.
Bisweilen zeigst du dich anmutig, unmutig,
missmütig, wagemütig, todesmütig. Nur sel-
ten bist du wohlgenut, von frohgemut ganz
zu schweigen.

Solche Fülle an Gemüt braucht einen Ort, an
dem sie sich zu Hause fühlen darf. Idealer-
weise ist das die eigene Brust.“

Geht's Ihnen nicht gleich besser? Mir schon,
ich halte sogar meine halbe ungarische See-
le besser aus, seit dem Einblick in die deut-
sche Hälfte. Ganz im Ernst!

Ingeborg Szöllösi (KK)

Der Riß im Leben zieht sich ins Gedicht

*Georg Hoprigh: Bäuchlings legt sich der Him-
mel. Gedichte. Reinecke & Voß Verlag, Leip-
zig 2011, 108 Seiten, 10 Euro*

Das tragische Dichterschicksal Georg
Hoprichs (1938–1969), der mit 30 Jahren
den Tod wählte, schwebt über dieser po-
stumen Auswahl.

Als Student kurz vor dem Abschluß des
Germanistik- und Rumänistikstudiums in
Bukarest wurde er 1961 vom rumänischen
Geheimdienst Securitate in einem Schau-
prozeß aus politischen Gründen zu fünf Jah-
ren Haft verurteilt. Drei davon arbeitete er
unter schwierigsten Bedingungen in der
Baragan-Steppe ab, bevor er, gezeichnet
und zutiefst verunsichert, entlassen wurde.
Danach zog er zu seiner Braut, einer Leh-
rerin, die die ganze Gefängniszeit tapfer zu ihm
gestanden hatte, und versuchte wieder Fuß
zu fassen. Als Lehrer durfte er aus politi-
schen Gründen nicht arbeiten, nur als Se-
kretär in der Schule. Von seinen beiden Kin-
dern starb eines früh und vertiefte seine
Schwermut, die ihn dann schließlich mit 30
Jahren in den Selbstmord stürzte.

Doch nicht diese erschütternde Dramatik
allein veranlaßte den Herausgeber Bertram
Reinecke, diesen Gedichtband in seinem
Verlag zu veröffentlichen, sondern vor al-
lem ihr ästhetischer Stellenwert in der fünf-
ten deutschen Literatur, der der Rumänien-
deutschen. In seinem Essay, als Nachwort
gedacht, „Hoprich lesen“, erläutert er sein
Konzept. Die von ihm ausgewählten Tex-
te sollen vermeiden helfen, daß Georg
Hoprichs Werk auf ein Dokument der post-
stalinistischen Zwangsverhältnisse redu-
ziert wird. Das würde Georg Hoprichs Le-
bens- und Schreibensgefühl einseitig trist
und düster einfärben, dabei besaß er durch-
aus die Kraft, Erschütterungen und Verlet-
zungen zu begegnen und auch im Gedicht
zu widerstehen: „Rühmend unsere frischen
Narben / oder glühend Wort und Kuss, /
sonderst du die lichten Farben, / wölbt zum
Bild die weiße Brust. / In den Wellen grüner
Stunden / teilen wir den stillen Fluß, / herr-
lich schließen sich die Wunden.“

Reinecke setzt die verdienstvolle Arbeit Ste-
fan Sienerths fort, der schon 1983 mit gro-
ßem persönlichen Risiko in Bukarest den
ersten Gedichtband Georg Hoprichs, „Ge-
dichte“, herausgebracht hat. Sienerth gelang
trotz schwieriger Umstände ein erstaunlich
komplexes Bild des Dichters. Hier knüpft
Reinecke an und versucht dies mit Hilfe der
Analyse einzelner Gedichtpassagen zu ver-
tiefen. Vor allem erklärt Reinecke die von
Georg Hoprich öfter angewendete Metho-
de des literarischen „Risses“. Damit meint
Reinecke gewissermaßen die Schnittstelle,
die einen absichtsvollen Mißklang herauf-
beschwört, der über die konventionelle
Sprechweise hinausgeht. Im Gedicht „Die
Schlafenden“ macht Reinecke dies an der
ersten Strophe fest: „Sie wollten weinen oder
lachen, / doch da kam der Schlaf herbei. / In
seiner Bodenlosigkeit, / im unfruchtbaren Ei
des Daseins.“

Für diesen Interpretationsansatz sprechen
auch die beiden in siebenbürgisch-sächsi-
scher Mundart geschriebenen Gedichte
„Des Nochts“ (Des Nachts) und „De Wegd

äs old“ (Die Weide ist alt), beide von Klaus F. Schneider im Anhang ins Hochdeutsche übersetzt. Selbst in der heimelig vertrauten Mundart bleibt Hoprich abgründig. Diese auch heute noch durchaus modernen Gestaltungsmittel machen die von Reinecke ausgewählten Gedichte Hoprichs für alle deutschsprachigen Leser zu einem Erlebnis. Es ist Reinecke gelungen, einen Zugang zu der auf den zweiten Blick viel komplexeren Dimension des Hoprichschen Sprachkosmos zu eröffnen.

Ingmar Brantsch (KK)

Moderne Sorgen

Dietmar Scholz: Tage am See. Erzählung. Beurenia-Verlag, Beuren 2011, 162 S.

Das Burgenland mit dem Neusiedler See hat es dem Schlesier Dietmar Scholz schon früher angetan, mindestens seit Mitte der sechziger Jahre. Eine Bildermappe mit dem Titel „Unter weitem Himmel – Burgenland“ legt Zeugnis ab von seiner Verbundenheit mit diesem „geliebten Landstrich“, in dem er fast Jahr für Jahr seinen Urlaub verbracht hat. Die Mappe (um 1995 entstanden) vereint Bilder und Gedichte, nahezu allesamt gereimte Fünfzeiler, zu Erfahrungen aus dieser reizvollen Urlaubslandschaft, ergänzt durch eine mehrseitige „Liebeserklärung ans Burgenland“.

Nun erscheint eine Erzählung des Autors, die genau das thematisiert: einen Urlaub unter dem „vergissmeinnichtblauen Himmel“ am Neusiedler See, erfüllt von Natur- und Segelerfahrungen samt einer Fülle menschlich-freundschaftlicher Begegnungen aus „alten vertrauten Zeiten“. „Tage am See“ bildet ein episches Pendant zum lyrischen Duktus der Bildermappe und ihrer Texte. Und nicht ohne tiefere Beziehung schmückt eines der Bilder daraus das Titelblatt.

Der chronologisch angelegte Zeitrahmen von 17 aufeinanderfolgenden Tagen könnte den Gedanken nahelegen, die umfangreiche Erzählung als schlichtes Urlaubstagebuch zu lesen. Aber weit gefehlt! Der Text entpuppt sich als ein komplexes Gebilde ineinander verwobener Handlungs- und Problemstränge, die von einem allwissenden Erzähler „montiert“ und gezielt auf den neunten Tag als Höhepunkt hin konstruiert sind. Sie laufen in Deet, dem ebenso zeichnerisch wie musikalisch talentierten und organisatorisch begabten Segelfreund als Hauptfigur, und in dessen Urlaubsphase zusammen. Teils ergeben sich die Problemaspekte neu, teils wirken sie aus der Vergangenheit in die Gegenwart herein.

Zwei Hauptstränge werden sichtbar: Deet gerät in den Sog zweier Frauen. Die eine von ihnen lernt er erst auf dem Campingplatz kennen, doch löst sich der Fall fast von selbst, indem diese – genau im Schnitt- und Höhepunkt der Handlung – den Schauplatz verläßt, ohne ganz aus dem Geschehen zu verschwinden. Zugleich tritt die andere Frau verabredungsgemäß auf den Plan: die einflußreiche Sekretärin aus Deets Firma, der er bereits manches verdankt. Durch sie werden die beiden Stränge miteinander verschränkt; sie bringt zwei Briefe der Geschäftsleitung mit, die einen weit heftigeren Konflikt in Deet anheizen: Soll er die angebotene, gut dotierte Stelle als Vizedirektor der Firma annehmen oder lieber seinen künstlerischen Neigungen, dem Zeichentalent und der Liebe zu seiner Klarinette, folgen?

Die Spannung zwischen Beruf, Geld und Karriere einerseits und freier Selbstverwirklichung im ungezwungenen Spiel der schöpferischen Kräfte andererseits sorgt für unerwartete Störungen auf der zwischenmenschlichen Ebene und für den nötigen Lesereiz: Deet bleibt in seinem Entscheidungskampf allein.

Die Erzählung – obschon breit angelegt und im epischen Werkkomplex des Autors an

Umfang nur vom Lehrer-Roman „Poldi“ über-
troffen – ist, wie gezeigt, ein in sich ge-
schlossener Wurf: mit konsequent offenem
Schluß.

Albert Gnädinger (KK)

Wir basteln uns Revanchisten

*Amos, Heike: Vertriebenenverbände im Fa-
denkreuz. Aktivitäten der DDR-Staatssicher-
heit 1949 bis 1989 (Schriftenreihe der
Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte VI, Son-
dernummer). Oldenbourg, München 2011,
321 S., 49,80 Euro*

Vertriebene im Westen glauben meist, mit
den Stasi-Aktivitäten nicht viel zu tun zu ha-
ben und darum der Recherche in den um-
fangreichen Archiven der DDR-Staatssicher-
heit nicht zu bedürfen. Weit gefehlt, zeigt die-
se aufschlußreiche, lesenswerte und über
weite Passagen spannende Darstellung.

Ein überzeugter und motivierter Agent des
Ministeriums für Staatssicherheit wurde in
den Berliner Landesverband der Lands-
mannschaft Schlesien eingeschleust. Seiner
Herkunft nach paßte er zur Heimatkreis-
gruppe Militsch–Trebnitz–Trachenberg. Als
braver Mitläufer fing er an und stieg dann in
den Landesvorstand auf, was die Entsen-
dung zur Bundesdelegiertenversammlung
einschloß. So berichtete er von 1952 bis
1985 alles, was sich im Berliner Deutsch-
landhaus und darüber hinaus so tat. Hun-
derte Namen seiner Landsleute und deren
Verbindungen zu Angehörigen in der „Zone“
oder „der ostdeutschen Heimat“, Einzelhei-
ten über Hilfslieferungen und mögliche per-
sönliche Verfehlungen verriet er bei den Tref-
fen anderer Art im Osten.

Gezielt aufgebaut hat das MfS eine Agentin,
die mit einer Scheinidentität in die Bundes-
republik übergesiedelt wurde und in der
BdV-Zentrale in Bonn zur Sachbearbeiterin

aufsteigen konnte. Von 1972 bis zur Enttar-
nung 1985 konnte sie fleißig alle Protokolle
und Einschätzungen der Funktionsträger
lesen – und in Kopie weitergeben. Zumin-
dest die Behauptung vom großen und an-
haltenden Zuspruch der Vertriebenen treffen
wird damit im Osten als Schimäre bekannt
gewesen sein. Doch auch Kenntnisse über
die Gegensätze zwischen den beiden un-
gleichen Herberts, den Politikern Czaja und
Hupka, waren für den Osten zwecks politi-
scher Bewertung lohnend.

Auch wenn hier nur zwei Beispiele mit Be-
zug zu Schlesien genannt werden, die an-
deren großen Landsmannschaften waren
selbstverständlich ebenfalls im Visier der
DDR-Staatssicherheit. Auf diese Weise gab
es auch genügend Ansatzpunkte für geziel-
te Verleumdungskampagnen, die auch mit-
tels solcher Agenten gestartet wurden. Ein-
mal mehr wird Landes- und Geheimnisverrat
in breitem Ausmaß aufgrund von finanziel-
len Anreizen, schierer Ruhmsucht oder po-
litischer Überzeugung deutlich. Schließlich
hat auch der ewige Revanchismus-Vorwurf
gegenüber den Vertriebenen in solchen
Spitzeltätigkeiten eine Quelle, die auch heu-
te nicht ganz versiegt ist. Über viele weitere
Vorgehensweisen des MfS erfährt der Le-
ser aus diesem wichtigen Buch.

Stephan Kaiser (KK)

Leopoldina-Sonderpreis Breslau

Die Herausgeber des Bandes „Mein Schle-
sien – meine Schlesier“, der Breslauer Ger-
manist Prof. Dr. Marek Halub (Universität
Wroclaw) und der Oldenburger Historiker
Prof. Dr. Matthias Weber (Bundesinstitut für
Kultur und Geschichte der Deutschen im
östlichen Europa), sind für das Buch von
der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der
Universität Wroclaw (Breslau) e.V. mit dem
„Leopoldina-Sonderpreis“ ausgezeichnet
worden.

Der am 12. Mai 2012 verliehene Preis honoriert herausragende Arbeiten zur Geschichte Schlesiens. Marek Halub und Matthias Weber hatten deutsche und polnische Wissenschaftler gebeten, in subjektiven Skizzen ihr persönliches Schlesienbild zu zeichnen, um in der Gesamtschau ein Narrativ der Kulturgeschichte der Region zu entwerfen.

Die als zweisprachiges Wendebuch gestaltete Publikation ist Teil der im Leipziger Universitätsverlag erscheinenden Schriftenreihe „Schlesische Grenzgänger“. Die von Gerald Diesener, Wojciech Kunicki und Eugeniusz Tomiczek herausgegebene Reihe würdigt mit einem literaturhistorischen Fokus bedeutende Persönlichkeiten der schlesischen Kulturgeschichte. Bisher erschienen Bände zu Joseph von Eichendorff, Hermann Stehr und Karl von Holtei; der nächste Band ist Max Herrmann-Neisse gewidmet. (KK)

Stiftung Verbundenheit mit den Deutschen im Ausland

Die Stiftung Verbundenheit mit den Deutschen im Ausland wurde vom saarländischen Unternehmer Dr. jur. Kurt Linster im Jahre 2004 errichtet. Der Stifter hatte bei seinen zahlreichen Geschäftsreisen im Ausland viele Begegnungen mit deutschen Landsleuten und lernte so ihre Anstrengungen zur Pflege der deutschen Sprache und Kultur kennen.

Die Stiftung möchte ein Netzwerk aus deutschen Privatpersonen, Vereinen und Unternehmen im Aus- und Inland aufbauen, um deutsche Sprache, Kultur und Brauchtum der im Ausland lebenden Deutschen und deutschen Gemeinschaften zu fördern und zu erhalten. Die Arbeit der Stiftung soll auch der Völkerverständigung dienen.

Der Stiftungszweck umfaßt insbesondere die Förderung des Jugend-, Schüler-, und

Studentenaustauschs. Ebenso werden Kongresse, Vortragsveranstaltungen und Seminare durchgeführt und Kulturprojekte deutschsprachiger Medien im Ausland gefördert. Auch sollen deutsche Schulen und Kindergärten im Ausland finanziell unterstützt und humanitäre Hilfe für bedürftige Deutsche im Ausland geleistet werden.

Der Medienpreis „Dialog für Deutschland“ der Stiftung wurde erstmals am 23. Mai 2012 in der Vertretung des Landes Niedersachsen in Berlin durch Bundestagspräsident Prof. Dr. Norbert Lammert MdB in Anwesenheit zahlreicher Gäste aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft vergeben. Der Preis würdigt herausragende deutschsprachige Druckmedien im Ausland, die einen wertvollen Beitrag zur Pflege deutscher Kultur und Sprache im Ausland leisten, und ist mit 5000 Euro dotiert.

Deutschsprachige Medien im Ausland sind nicht nur eine unverzichtbare Brücke zwischen deutschen Gemeinschaften, Geschäftsleuten und Touristen zu ihrer Heimat. Sie sind darüber hinaus auch für Bürger anderer Länder wertvolle Mittler der deutschen Sprache und Kultur. Es ist deshalb wichtig, dass der Stellenwert deutschsprachiger Auslandsmedien gefördert und gestärkt wird. (KK)

Georg Dehio-Buchpreis an Peter Demetz, Radka Denemarková und Eva Profousová

Das Deutsche Kulturforum östliches Europa in Potsdam vergibt im Herbst 2012 den Georg Dehio-Buchpreis. Mit dieser vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Staatsminister Bernd Neumann, dotierten Auszeichnung werden Autorinnen und Autoren geehrt, die sich in ihren Werken fundiert und differenziert mit den

Traditionen und Wechselbeziehungen deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa auseinandersetzen.

Der Georg Dehio-Buchpreis ist aufgeteilt in einen Haupt- und einen Ehrenpreis. Der Hauptpreis würdigt ein publizistisches bzw. literarisches Gesamt- und Lebenswerk. Mit dem Ehrenpreis werden Verfasser einer herausragenden Buchveröffentlichung sowie Übersetzer ausgezeichnet.

Die siebenköpfige Jury sprach den Hauptpreis dem Germanisten Peter Demetz zu. Demetz wurde 1922 in Prag geboren und wuchs in einer katholisch-jüdischen Familie auf. Während der deutschen Besatzung wurde er von der Gestapo verhaftet und mußte Zwangsarbeit leisten. 1949 ging er in den Westen, zunächst nach München, 1953 wanderte er in die USA aus, wo er an der Yale University in New Haven als Professor für Germanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft wirkte. Beginnend mit seiner Dissertation zu Franz Kafka und seinem Buch über René Rilkes Prager Jahre (1953) schrieb er zahlreiche Bücher und Essays zu Themen der gemeinsamen deutsch-tschechisch-jüdischen Kultur und Geschichte.

Die Jury begründet ihre Einschätzung: „Peter Demetz hat in seinen literarischen Arbeiten über viele Jahrzehnte hinweg immer wieder auf die besondere kulturelle und historische Rolle und Funktion der mitteleuropäischen Region Böhmen hingewiesen und die deutsch-tschechisch-jüdischen Aspekte in Einzeluntersuchungen und Überblicksdarstellungen verdeutlicht. Nach vierzig Jahren Abwesenheit besuchte Demetz ab 1989 wieder das Land seiner Kindheit und Jugend und setzte sich in mehreren eindrucksvollen Büchern mit der Kultur und Geschichte seiner mitteleuropäischen Hei-

mat auseinander. Bemerkenswert ist, dass er auch im Rückblick auf ein bedeutendes literarisches und wissenschaftliches Lebenswerk mit gleichbleibend mutigem Engagement und nicht nachlassender literarischer Eleganz die noch immer brisanten Themen der gemeinsamen Geschichte aufgreift und für die nachfolgenden Generationen darstellt.“

Der diesjährige Ehrenpreis geht an Radka Denemarková und die Übersetzerin Eva Profousová für das Buch „Ein herrlicher Flecken Erde“. Radka Denemarková wurde 1968 in Kutná Hora/Kuttenberg geboren und studierte in Prag Germanistik und Bohemistik. Sie arbeitet als Dramaturgin, Kritikerin, Wissenschaftlerin, Übersetzerin aus dem Deutschen und hat sich seit 2006 als Autorin von Romanen und Erzählungen einen Namen in der tschechischen Literatur gemacht. Eva Profousová, 1963 in Prag geboren, übersiedelte 1983 nach Hamburg, wo sie Slawistik und Geschichte studierte. Seit 2002 ist sie freischaffende Übersetzerin und hat zahlreiche Werke der zeitgenössischen tschechischen Literatur dem deutschsprachigen Leser erschlossen.

Aus der Begründung der Jury: „Ein herrlicher Flecken Erde‘ ist eine erschütternde Lektüre. Der Roman erzählt eine exemplarische Geschichte von Verfolgung und Vertreibung – und vom Kampf um Gerechtigkeit. Radka Denemarková legt damit ein wichtiges und literarisch glänzend ausgeführtes Kapitel der Geschichts-Schreibung für die große Chronik der deutsch-tschechisch-jüdischen Beziehungen vor. Gewürdigt wird mit dem Ehrenpreis zugleich die übersetzerische Leistung von Eva Profousová, die den Roman ins Deutsche gebracht hat.“ (KK)

Wandern ist aufbrechen und wiederkehren

Breslau hat wieder ein Standbild des suchenden und (heim)findenden Dichters Joseph von Eichendorff

Im Jahre 1911 wurde auf Beschluß des Breslauer Magistrats dem großen deutschen Dichter der Romantik Joseph von Eichendorff im Scheitniger Park der Stadt ein Denkmal gesetzt. Die in Bronze gegossene lebensgroße Figur zeigte den jugendlichen Dichter als frohen Wandersmann. In der frühen Nachkriegszeit ist das schöne Denkmal im damals herrschenden politischen Wahn – wie alle anderen deutschen Denkmäler auch – zerstört worden. Lediglich der demolierte steinerne Sockel zeugt heute noch davon, daß an dieser Stelle einmal ein Denkmal gestanden hat.

Im Zuge der immer besser werdenden Verständigung sind vor zwei Jahren polnische Kunsthistoriker und Mitglieder der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Universität Wrocław/Breslau an den Vorstand der Gesellschaft mit dem Vorschlag herangetreten, das Eichendorff-Denkmal in seiner originalen Form wiederherstellen zu lassen. Diesen positiven Gedanken hat Professor Dr. Dr. h. c. Norbert Heisig, der außerordentlich aktive Präsident der Gesellschaft, umgehend aufgegriffen und gemeinsam mit dem Direktor der Breslauer städtischen Museen, Dr. Maciej Lagiewski, den prominenten Breslauer Bildhauer Stanislaw Wysocki für die Realisierung gewinnen können.

Dieses Denkmal sollte ursprünglich der Stadt Breslau zum Geschenk gemacht und nicht mehr im Scheitniger Park, sondern im Barockgarten des dortigen Königsschlusses aufgestellt werden. Glücklicherweise kam es nicht dazu. Es wurde ein viel besse-

rer und dem Sinn des Denkmals besser entsprechender Platz im zur Universität gehörenden Botanischen Garten gefunden. Eichendorff wohnte von 1801 bis 1803 als Gymnasiast in Breslau und studierte als 17jähriger ein Jahr an der Philosophischen Fakultät.

*Scharf die Dichterzüge wie das dichterische
Gespür – im Angesicht der Domtürme*

Bild: Norbert Willisich



Zur Freude aller Beteiligten ist das Werk von Stanislaw Wysocki in vorzüglichster Weise gelungen und hat auf einer Anhöhe den besten Platz erhalten, den die Stadt Breslau dafür zu bieten hat. Für das Denkmal wurde ein dem Original entsprechender Sockel hergestellt mit der vom alten Denkmal übernommenen Inschrift „Joseph Freiherr von Eichendorff – 1788–1857“. Dazu gehören zwei Flachreliefs: ein Mädchen beim Lautenspiel vor einem Jüngling als Anspielung auf Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ und der Abschied eines Lützower Jägers von seiner Braut. Auf der Rückseite des Sockels sind die Namen aller Sponsoren festgehalten.

Am 11. Mai wurde nun dieses Denkmal bei strahlendem Wetter in Anwesenheit von Mitgliedern der Universitätsgesellschaft und von zahlreichen Gästen, u. a. dem Breslauer Kardinal Heinrich Gulbinowicz, von Professor Dr. Heisig eingeweiht. Umrahmt wurde die Feierstunde vom Universitätschor mit denselben Eichendorff-Liedern, die vor 100 Jahren gesungen worden sind.

In seiner Rede erinnerte Präsident Heisig an die hundertjährige Geschichte des Denkmals und an den großen Dichter. Dabei sprach er den Wunsch aus, daß das Denkmal des von beiden Völkern verehrten Dichters ein weiteres Zeichen der Arbeit im Sinne der deutsch-polnischen Verständigung

sein möge. „Heimat spielt in der Literatur heute wieder eine Rolle. Heimat ist auch ein Gefühl, eine Empfindung, die nur ermessen kann, wer weggegangen ist. Es ist die Sehnsucht nach einer intakten Welt, um so mehr, als uns die Globalisierung den Boden unter den Füßen wegzureißen droht.“ Dazu dankte er allen Beteiligten, in erster Linie dem Bildhauer Stanislaw Wysocki, dem Direktor der Breslauer Museen, Dr. Maciej Lagiewski, dem Direktor des botanischen Gartens, Professor Marek Nowak, den Sponsoren und nicht zuletzt dem Prorektor der Universität, Professor Dr. Adam Jezierski.

In seiner mit deutschen Eichendorffversen geschmückten gefühlvollen Rede dankte Professor Jesierski „für das unglaubliche Geschenk“ und wies besonders darauf hin, daß die heutigen Generationen keinen Einfluß auf die Grenzziehung hatten. Sie seien aber die Nachlaßverwalter und Erben der schlesischen Kultur und seien dafür verantwortlich, wie mit diesem Erbe umgegangen wird.

Zum Schluß der Feierstunde stellte Professor Heisig eine deutsch-polnische Neuauflage des Buches „Przek pol i dagbrowy – Durch Feld und Buchenhallen“ mit Gedichten von Eichendorff vor. Zur Erinnerung an die Denkmalseinweihung erhielt jeder Teilnehmer ein Exemplar.

Horst Milde (KK)

Er stiftet Romantik

Mit dem Stift, mit Nadeln und Säure: Christian Mischke, nicht zufällig im Eichendorff-Saal des Hauses Schlesien

Literaturfreunden ist der Zeichner und Grafiker Christian Mischke vor allem durch die Bebilderung von Lyrikbänden und Romanen bekannt. Originalradierungen von Mischke gibt es u. a. zu Veröffentlichungen von Rainer Maria Rilke, Thomas Mann und Joseph

von Eichendorff. Eine Auswahl dieser Buchillustrationen ist zusammen mit anderen Radierungen des Künstlers in der aktuellen Sonderausstellung „Mit Nadel und Säure“ im Haus Schlesien von Königswinter-Heisterbacherrott zu sehen. Die ersten Kontak-



*Klares Halbdunkel der Eichendorffschen
Metapher bei Christian Mischke*
Bilder (auch Titel): aus der Ausstellung

te des Teams von Haus Schlesien zu Mischke haben übrigens im Jahre 2007 stattgefunden, als Mischke Arbeiten für eine Eichendorff-Ausstellung zur Verfügung stellte. Auch die langjährige künstlerische Auseinandersetzung Mischkes mit dem Werk von Thomas Mann gipfelte in einem umfangreichen Radierungs-Zyklus. Hier hat der Künstler vorrangig die kleinen Formate bevorzugt und mit vielen Details eine eigene Bilderwelt geschaffen. Motive und Symbole aus den Texten finden sich in einigen der Traumbilder wieder.

Die in Königswinter gezeigte Retrospektive umfaßt Arbeiten aus allen Schaffensperioden des Künstlers, darunter auch Impressionen mit phantastischen Traumwelten und exotischen Landschaften. Mischke verbindet die Technik der Radierung mit

Aquatinta, Abspreng-, Schabtechnik und Farbe und erreicht herausragende malerische Wirkungen. Die Radierungen bezeugen Mischkes Talent und verführen zugleich in geheimnisvolle Welten getreu der Grundidee: „Alles kommt – alles geht – alles verwandelt sich.“

Jene Ausstellungsbesucher, die schon immer mal wissen wollten, wie der Künstler mit Nadel und Säure phantasievolle Radierungen schafft, können sich in der Sonderschau mit dieser Technik ausführlich auseinandersetzen. Neben Informationen sind in einer separaten Vitrine Werkzeuge aus dem graphischen Atelier Mischkes sowie eine unpolierte und eine polierte Kupferplatte ausgestellt. Anhand von Erklärungen erfährt der Betrachter beispielsweise, wie die Kupferplatte erhitzt und mit säurebeständigem „Wachs“ (Wachs, Asphalt, Mastixharz) überzogen wird.

Geboren wurde Christian Mischke 1944 in Grünberg/Schlesien. Er wuchs in Nürnberg auf und besuchte dort die Akademie der bildenden Künste. Später wechselte er an die Akademie der bildenden Künste München und studierte bei Anton Marxmüller und Thomas Zacharias. An der Kunstakademie München legte er das erste und nach der Referendarzeit das zweite Staatsexamen für Kunsterzieher ab. Zwischen 1971 und 1972 arbeitete Mischke an der Akademie der bildenden Künste in Wien als Meisterschüler von Rudolf Hausner und gehört inzwischen zu den Besten seines Faches. Seit 1973 ist er als freischaffender Künstler in München tätig, lehrte außerdem an der Heluan-Universität in Kairo und an der Fachhochschule in Würzburg.

Mischke ist inzwischen als einer der bedeutendsten Grafiker der Gegenwart durch zahlreiche Einzel- und Gruppenausstellungen im In- und Ausland bekannt geworden. Seine Radierungen befinden sich in öffentlichem Besitz, unter anderem in der Staatsbibliothek und den Städtischen Museen Bamberg, in der Staatlichen Kunsthalle Hamburg, im

Wallraf-Richartz-Museum Köln sowie im Gutenberg-Museum Mainz. Auch im Museum Stuki w Lodz, im Museum of Modern Art New York oder in der Bibliothèque Nationale Paris sind seine Arbeiten zu sehen. Allein im Jahr 2011 waren Radierungs-Ausstellungen u. a. im Breslauer Rathaus und

im Museum des Lebuser Landes (Muzeum Ziemi Lubuskiej w Zielonej Górze) Grünberg zu sehen.

Die Präsentation „Mit Nadel und Säure“ ist in Königswinter-Heisterbacherrott bis zum 31. August zu besichtigen.

Dieter Göllner (KK)

Wenn Karl May gemalt hätte

Norbert Bittner stand ihm an Einbildungskraft nicht nach

Wo Bedrich Smetana 1824 geboren wurde, da ist auch, 38 Jahre zuvor, Norbert Bittner zur Welt gekommen: in Leitomischl, heute Litomyšl, einer architektonisch reizvollen, allein wegen ihres Schlosses kulturell bedeutenden ostböhmischen Stadt.

Smetana, einen der großen europäischen Komponisten des 19. Jahrhunderts, kennt jeder, während bei Norbert Bittner wohl jeder den Kopf schüttelt: Nie gehört. Vor elf Jahren wurde Bittners Werk von Peter We-

niger für eine Ausstellung im Stadttheater Baden bei Wien aufgearbeitet. Bittner starb, lt. Sterberegister der Pfarre Wieden, am 25. April 1851 im dortigen Bezirkskrankenhaus an einem Schlaganfall.

Der künstlerisch talentierte Lebzeltersohn Norbert Bittner ging 1806 an die Wiener Akademie der bildenden Künste. Er hatte sich der Landschaftsmalerei zugewandt, wechselte aber bald zur Architektur. Als Student zeigte er musikalische Fähigkeiten

*So hat es sie
nie gegeben,
jetzt gibt es sie
eben: Norbert
Bittners Vor-
stellung der
Ruinen von
Theben-
Karnak*

Bilder (auch
S. 14): aus der
Ausstellung



und besserte sein Budget mit Musikstunden auf. Ab 1812 war er als Zeichenlehrer im k.u.k. Stadtkonvikt tätig, wo er auch Franz Schubert unterrichtete. Ab 1816 arbeitete er frei. Er radierte Bühnenbildentwürfe für Joseph Platzer, den er aus Leitomischl kannte. Platzer arbeitete für den theaterbegeisterten Schloßherrn Georg Graf von Waldstein.

Den 220 Blättern für Platzer schickte Bittner zwei Jahre später 110 von ihm gestochene Blätter mit Theaterdekorationen von Antonio de Pian nach. 1820 wurde er von Graf Gregor von Rasoumovsky, einem Mineralogen, engagiert, dessen Ausgrabungsfunde am Badener Kalvarienberg naturgetreu wiederzugeben. Um 1830 kreierte Bittner eine Kupferstichserie für Georg Graf Waldstein und Wartenberg aus Leitomischl.

Als Norbert Bittners Hauptwerk gelten 57 aquarellierte Federzeichnungen, die „Ägyptenserie“; handelt es sich doch um Motive aus dem alten Ägypten, für das man, wie für alles Orientalische, seit Napoleons Feldzug 1798 bis 1801 in Westeuropa zu schwärmen begann. Unter den 35 000 Soldaten waren Wissenschaftler und Künstler, darunter Dominique Vivant Denon, Diplomat und Zeichner. Auf dessen Notizen basierte das Monumentalwerk „Description de l'Égypte“ (Paris, 1809–1828).

Dieses von Napoleon angeregte Opus löste die „Ägyptomanie“ aus. Es diente neben zwei anderen Originalquellen – über die Reise nach Nubien des Kölner Archäologen Franz Christian Gau (1818/20) und über Jean R. Pachos Expedition zu den Altertümern der Cyrenaika (1824/25) – Bittner als Vorlage für seine feinen Ägypten-Bilder. Diese präsentiert zur Zeit der unter dem Motto „Cleopatra – im Labyrinth von Eros und Macht“ stehenden Pfingstfestspiele bis zum 1. Juli die Residenzgalerie Salzburg – eine Übernahme aus dem Kupferstich-Kabinett der Wiener Akademie.

Von Karl May ist bekannt, daß er über etwas, was er in Teilen erst später in Augenschein nahm, höchst detailliert, dabei treff-

lich und realistisch geschrieben hat. Norbert Bittner ist ein malender Karl May, hatte er doch nicht einen Schritt an den Nil, nach Theben-Karnak oder Abu Simbel getan. Alles, was er in seinen faszinierenden Bildern zeigte, entstand nach Vorlagen, genährt von den Kräften der Imagination. Die von Wien übernommene Salzburger Schau wandert mit 44 ausgewählten Bittner-Stücken und fünf Ansichten von Gau ans Winckelmann-Museum Stendal und ans Kölnische Stadtmuseum weiter.

Der erstklassige, im wahrsten Wortsinn „freie“ Künstler Norbert Bittner verstand es, seine Grafikvorlagen erfindungsreich abzuwandeln. Nach Gusto legte er über eine Nil-landschaft biedermeierliche Wolken – ohne Rücksicht auf eine erbarmungslos vom ägyptischen Himmel auf trockenes Land herunterbrennende Sonne. Bittners napoleonische Soldaten tragen türkische Pluderhosen. Nubier in solche zu stecken ist so absurd wie steinernen Sphinxen Widderköpfe aufzusetzen. Hieroglyphen ritzte Bittner in Tempelwände, die so nie geziert waren. Abu Simbel stellt Bittner in eine total andere Umgebung. Wüstensand fehlt. Vielfach sieht es in Bittner-Ägypten aus wie in der Wachau. Man vergesse, bei solch kritischer Einschätzung der wunderbar pittoresken Ikonen, nicht, dass Bittner Theatermaler war. Und Wikipedia reihte ihn, Zeit wird's, ein unter die „Söhne der Stadt“ Litomysl.

Hans Gärtner (KK)

In der Oppelner Eichendorff-Bibliothek wurde im Herbst 2011 die zweisprachige Ausgabe des Buches „*Wir sehen uns bestimmt wieder*“ von *Sigrid Schuster-Schmah* vielen Gästen und der Presse vorgestellt. Die Übersetzung und Herausgabe hat der Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG) übernommen und damit seine neue Reihe „Kleine Bibliothek des VdG“ eröffnet. (KK)

Welt, Wald, Wiechert

Der Dreiklang eines Lebenswerks

Die „Kulturpolitische Korrespondenz“ brachte im Februarheft (1317) einen Bericht über eine winterliche Reise durch Masuren. Darin fiel mehrfach der Name des Schriftstellers, der im Mai 1887, also vor 125 Jahren, im Forsthaus Kleinort, Kreis Sensburg, geboren wurde: Ernst Wiechert. Klaus Weigelt, der Autor jenes Berichts, wies darauf hin, daß der Bekanntheitsgrad des ostpreussischen Dichters in den letzten Jahren in Polen allgemein und besonders in seiner Geburtsheimat Masuren ständig zugenommen hat.

Bei uns, das läßt sich an den Lehrplänen für den Deutschunterricht ablesen, spielt Ernst Wiechert als Schriftsteller heute kaum noch eine Rolle, im Gegensatz zu der Zeit nach dem letzten Weltkrieg. Bücher wie „Die Majorin“, „Das einfache Leben“, „Die Jerominkinder“ oder „Missa sine Nomine“ standen damals in allen Buchhandlungen, und die „Hirtennovelle“ gehörte zum Lektürekanon der gymnasialen Oberstufe. In Frankreich rechnete man Wiechert nach dem Krieg zu

den wichtigsten deutschen Autoren, und es wurde behauptet, wenn man einen Franzosen nach deutschen Dichtern frage, komme als Antwort: Goethe, Schiller, Ernst Wiechert.

Es mag durchaus sein, daß der Aufenthalt Wiecherts im Konzentrationslager Dachau und sein Buch „Der Totenwald“ seine Beliebtheit in unserem Nachbarland besonders gefördert hat. Aber auch ohne jenen speziellen Anstoß griffen Leser allenthalben zu seinen Büchern, weil es darin etwas Besonderes gab, das damals die Aufmerksamkeit auf Wiecherts Schriften lenkte: die Bedeutung der Natur in seinem Werk und – herausragend darin – das Verhältnis der Personen zum Wald.

Als Sohn eines Försters hatte Ernst Wiechert von Kindesbeinen an unmittelbaren Bezug zu der ihn umgebenden Natur, der Johannisburger Heide, jenem großen zusammenhängenden Waldgebiet im südlichen Ostpreußen, und besonders seine engere Heimat zwischen dem Mucker- und

Die Försterei Kleinort ist kein Knusperhäuschen, es ist der (kleine) Ort, an dem ein großer Erzähler sich zu Hause wußte, auch als er nicht mehr dort daheim war

Bild: der Autor



dem Beldahnsee mit den grünen Ufern des sie verbindenden Krutinna-Flusses dürfte schon in der Jugend seine dichterische Vorstellungswelt geprägt haben. Wiechert selbst hat von dem bestimmenden Einfluß der Natur auf ihn in seinem ersten biographischen Buch „Wälder und Menschen“ Zeugnis abgelegt, und es gibt kaum ein Werk aus seiner Feder, in dem nicht diese in der Jugendzeit entstandene Bindung spürbar ist. In der Wiechert-Forschung finden sich Hinweise, daß der Schriftsteller auf die Natur im allgemeinen und den Wald im besonderen zu verschiedenen Zeiten seines Schaffens unterschiedliche Sichtweisen hatte und die in seinen Werken agierenden Personen entsprechend unterschiedliche Naturempfindungen zeigen. Diese reichen von „sentimentalem Staunen“ über „pantheistische Aspekte“ und „pansches Lebensgefühl“ bis zur „Stufe der entsagenden Vollendung“.

Im Alter hat Ernst Wiechert manches an „Naturhingabe“ seiner Gestalten in den ersten Büchern als übertrieben bezeichnet, zum Beispiel das Begreifen des Waldes als „Dämon“. Aber das meiste ist zweifellos Ausfluß seines eigenen Verhältnisses zur Natur, wie er sie in seiner Heimat erlebt hatte. Ob es sich um Romangestalten im Umfeld der „Majorin“ handelt, ob es der Offizier ist, der sich im „Einfachen Leben“ in die Abgeschiedenheit des Waldes zurückzieht, oder ob es die meisten der „Jerominkinder“ sind, die sich nie ganz aus dem Bannkreis ihres Wald-Dorfes lösen: Immer meint man

dabei die prägende Kraft zu spüren, welche der heimatische Wald auf den Autor ausgeübt hat.

Schon die Naturlandschaft, in die der Mensch in Wiecherts Schriften hineingestellt wird, macht den Zusammenhang zwischen persönlichem Erleben und dichterischer Gestaltung offenbar. Obwohl Wiechert Orts- und Flurnamen vermeidet – vielleicht ein Kunstgriff, um nicht nur als „Heimatlidener“ zu gelten –, blickt uns doch seine Heimat Masuren und damit die Johannsburg an Heide aus den meisten seiner Bücher an.

Wer heute zur Försterei Kleinort etwa zehn Kilometer südlich von Sensburg (heute Mragowo) kommt, der findet eine Erinnerungsstätte, die reich an Informationen über Ernst Wiechert ist. Man hat vor wenigen Jahren das gesammelte Material aus dem Anbau des Försterhauses in das eigens zu einem kleinen Museum umgebaute Stallgebäude verlegt und präsentiert es dort sachgerecht den Besuchern. Das ist ebenso begrüßenswert wie die Tatsache, dass die Zahl der „Wiechert-Freundeskreise“ im heute polnischen Masuren steigt. Der deutsche Schriftsteller Ernst Wiechert hätte es verdient, zu seinem 125. Geburtstag auch in Deutschland mehr Beachtung zu finden. Schließlich hat er ein literarisches Werk geschaffen, in dem eine einst zu Deutschland gehörende Landschaft und deren Ausstrahlung auf die Menschen eine nicht zu übersehende Rolle spielt.

Dieter Grau (KK)

Lovis-Corinth-Preis an Jiri Georg Dokoupil

Preisträger des Lovis-Corinth-Preises 2012 ist der Maler und Zeichner Jiri Georg Dokoupil. Der 1974 von der KünstlerGilde e.V. begründete Preis wird seit 2006 gemeinsam vom Kunstforum Ostdeutsche Galerie in Regensburg und der Künstler

Gilde e.V. Esslingen alle zwei Jahre verliehen. Für ihr Lebenswerk ausgezeichnet werden bildende Künstlerinnen und Künstler, deren Schaffen in der Reflexion deutscher Kunst aus den historischen deutschen Kulturlandschaften im östlichen Europa oder in

der Auseinandersetzung mit der Gegenwartskunst in den östlichen Regionen der Europäischen Union entstanden ist. Zu den Preisträgern gehören Karl Schmidt-Rottluff, Oskar Kokoschka, Markus Lüpertz, Sigmar Polke, Timm Rautert u. a. Der Preis ist mit 10 000 Euro dotiert.

Die Verleihung des Lovis-Corinth-Preises an Georg Dokoupil erfolgt in Würdigung eines international bedeutenden Gesamtwerks. Der Künstler wurde 1954 in Jägerndorf/Krnov in der damaligen Tschechoslowakei geboren. Die Familie flüchtete 1968 nach Deutschland. Dokoupil studierte in Köln, Frankfurt und New York. Seit 1980 gehörte

er zur Kölner Künstlergruppe „Mülheimer Freiheit“.

Mit einem stark expressiv-figürlichen Gestus zählte Dokoupil zu den Neuen Wilden. Das in immer neuen stilistischen Ansätzen entstandene Werk entzieht sich einer Einordnung. Gegenständliches mit Einflüssen aus Werbung und Comic verbindet sich mit Abstraktem. In Gemälden, Zeichnungen und Grafik hat Dokoupil neue Techniken ausprobiert. Mit Dokoupil wird der Lovis-Corinth-Preis an einen Künstler verliehen, dessen gestalterische und konzeptuelle Innovationskraft neue Wege aufgezeigt hat. (KK)

KK-Notizbuch

Am 24. Mai 2012 wurde in einem Festakt im Altstadtrathaus von Braunschweig des **40. Jahrestages der Gemeinsamen Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission** gedacht. Vertreter der Außenministerien beider Länder, der UNESCO-Kommissionen sowie der Kultusministerkonferenz der Bundesrepublik Deutschland überbrachten ihre Glückwünsche. Die Präsidenten Gauck und Komorowski haben die Schirmherrschaft übernommen. Den Festvortrag hielt **Adam Michnik**, Chefredakteur der „Gazeta Wyborcza“.

Die Ausstellung „**Vertraute Ferne**“ im **Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg** nimmt sich vom 8. Juni bis zum 14. Oktober der auch heute faszinierenden **historischen Hanse** und ihrer Kommunikation und Mobilität an. Der für mittelalterliche Verhältnisse geographisch ungeheuer weite, kulturell ungewöhnlich homogene Raum erschließt sich dank wertvoller Leihgaben aus sieben Ländern des Nord- und Ostseeraums.

In einer Sonderausstellung zeigt das **Haus Schlesien** in Königswinter-Heisterbacherrott bis zum 26. August die „Raffinierte Vielfalt“ der **Gläser von Fritz Heckert** aus Petersdorf/Schlesien.

Bis zum 9. Juni zeigt die **KünstlerGilde** in ihrer Esslinger Galerie Gemälde von **Gerald Gutsche** unter dem Titel „Vermalte Träume“. Der alle zwei Jahre vergebene **Nikolaus-Lenau-Preis** der KünstlerGilde und der Stadt Esslingen wurde am 5. Mai im Alten Rathaus Esslingen gleichberechtigt an **Therese Chromik** und **Karl Corino** verliehen.

Die **Alexander und Renata Camaro Stiftung** im Berliner Camaro Haus zeigt bis zum 14. Juli **Zirkusbilder** des berühmten Malers mit schlesischer Wurzel, der dem Zirkus selbst sehr verbunden war.

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Auftragtragers der Bundesregierung für Kultur und Medien. (KK)

ACHTUNG, UMZUG!

Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist ab 18. Juni dieses Jahres unter ihrer **neuen Anschrift** zu erreichen:

**Cäsariusstraße 91, 53639 Königswinter,
Telefon 0 22 23 / 9 06 60 11/-2, Fax -8** sowie unter:

**www.kulturportal-west-ost.eu
www.ostdeutscher-kulturrat.de**

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeutsches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung. Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen
Europa – OKR
Kaiserstraße 113
53113 Bonn**

Telefon 02 28 / 2 89 33 12
Telefax 02 28 / 2 89 33 14
E-Mail georgaescht@arcor.de